

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

2/84

Oktober

●
Das Merkmal eines schlechten Zeichners ist
die Aussichtslosigkeit, daß eine Figur, die er in einem
bestimmten Moment mit offenem Mund darstellt, diesen
je wieder zumachen wird.

(Karl Kraus)

●
Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3 61 33 60

Sepp Bierbichler, Dietrich Boekle, Peter Brokmeier-Lohfing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Dieter Dehm, Frank Deppe, Fred Eckard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Robert Katzenstein, Hans Christian Kirsch (Frederik Hetmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Hellmuth Lange, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Ploetz, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Hans Jörg Sandkühler, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Dieter Süverkrüp, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Alexander Voegele, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold, Wolfgang Zellner

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Organisation: Helga Bodenstab
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3 6133 60

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Jahresende

Copyright©:
Zeitschriften- und Buchverlag GbR P. Maiwald, MG. v. Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 200 100 20)

Gestaltung: Kurt Weidemann
Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
Anzeigenpreisliste 1/84

Peter Brokmeier-Lohfing Clausewitz oder Das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte.....	3
Peter Maiwald Notizbuch 2.....	13
Helmut Ridder Schluß und kein Dakapo!.....	15
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden.....	20
Ralf Thenior Motz.....	21
Michael Ben Was verrät der Verrat? Notizen beim Lesen von Jorge Semprún.....	23
Maria Vonderbank Erlebtes.....	37
Hans Platschek Das Privileg der Malerei Ködelhuder Fragmente.....	43
Roman Ritter Die Halogenlampe (Marke Lumina).....	52
Ronald M. Schernikau Ein Phänomen.....	54
Franziska Wiethold Werden die Gräben wieder zugeschüttet? Der Kampf um die 35-Stunden-Woche.....	55
Michael Springer Thesen über Macintosh.....	65
Rudolf Burger/Michael Otte Zwei schwierige Antworten auf eine immer neuere Frage: Können Maschinen denken?.....	67
Hinter dem Rücken der Avantgarde - Zeitschriftenschau.....	77
Autorenverzeichnis.....	66

Lichtenberg

Seine Neugier ist durch nichts gebunden, sie springt von überall her, auf alles zu.

Seine Helligkeit: auch das Dunkelste wird hell, indem er es denkt. Er wirft Licht, er will treffen, aber nicht töten, kein mörderischer Geist. Es wird auch nichts zu seinem Leibe, er ist ohne Fett und Schwellung.

Er ist nicht mit sich unzufrieden, weil ihm zuviel einfällt. Ein wimmelnder Geist, aber im Gewimmel ist immer Platz. Daß er nichts abrunden mag, daß er nichts zu Ende führt, ist sein und unser Glück: so hat er das reichste Buch der Weltliteratur geschrieben. Man möchte ihn immerzu für diese Enthaltsamkeit umarmen.

Ich hätte mit niemand lieber gesprochen, aber es ist nicht nötig.

Er weicht Theorien nicht aus, aber jede Theorie ist ihm Anlaß zu Einfällen.

Er kann mit Systemen spielen, ohne sich in sie zu verwickeln. Das Schwerste kann er wie ein Stäubchen vom Rock wegflitzen. In seiner Bewegung wird man selber leicht. Man nimmt alles mit ihm ernst, aber nicht zu sehr. Eine Gelehrsamkeit leicht wie Licht.

Er ist zu einzigartig, als daß man ihn beneiden könnte. Das Umständliche auch der größten Geister geht ihm so sehr ab, daß man ihn fast nicht für einen Menschen halten möchte.

Es ist wahr, daß er einen zu Sprüngen verführt. Aber wer ist ihrer fähig? Lichtenberg ist ein Floh mit dem Geist eines Menschen. Er hat diese unvergleichliche Kraft, von sich wegzuspringen, — wohin springt er als Nächstes?

Seine Laune findet sich alle Bücher, die ihn zu Sprüngen reizen. Wenn andere durch das Gewicht von Büchern zu Teufeln werden, nährt er an ihnen seinen scharfen Zartsinn.

ELIAS CANETTI

Peter Brokmeier-Lohfing

Clausewitz oder Das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte

In einer öffentlichen Rede hat der Filmregisseur und Publizist Alexander Kluge kürzlich die Vermutung geäußert, daß es nicht unsere moralischen Kräfte, nicht unsere kulturell erworbenen Fähigkeiten seien, die dem Prinzip Krieg Paroli bieten könnten — zumindest nicht so, daß sich daraus eine reale Perspektive auf Abrüstung und Frieden eröffnen würde. Es sei ein Irrtum, »die Kultur nach Aushilfen gegen den Krieg zu befragen«, vielmehr komme es darauf an, »den Krieg auf die Gegenkräfte, die er selber produziert, (zu) prüfen, die Gifte, die der Krieg sozusagen in sich entwickelt«. Und, so fügte der Redner hinzu, damit sei eine Perspektive angedeutet, über deren Haltbarkeit wir noch viel zu wenig wüßten, so daß es eine lohnende Aufgabe sei, sie »mit unserer Arbeit aus(zu)füllen« und »dieser Spur nach(zu)gehen«.

Eine überraschende Perspektive! Und, vielleicht, ebenso unerwartet die Quelle, aus der der Redner schöpft: es ist Sigmund Freuds 1932 entstandener Brief-Essay »Warum Krieg?«. Mehr als hundert Jahre zuvor hat ein professioneller Kenner der Materie sich darum bemüht, das Phänomen Krieg systematisch zu untersuchen. Ich meine Carl von Clausewitz und sein in den Jahren 1832/33/34 postum erschienenenes Werk »Vom Kriege«. Liegt es da nicht nahe, die Probe aufs Exempel zu machen und der von unserem Redner angegebenen Spur bei diesem Kriegstheoretiker par excellence nachzugehen? Der Versuch sei im Folgenden unternommen.

I

Zunächst ist eine Relativierung unumgänglich. Es sind nicht die moralischen Potenzen schlechthin, die der Furie des Krieges gegenübergestellt und als restlos ineffektiv denunziert werden, sondern Alexander Kluge unterscheidet (wiederum im Anschluß an Freud) sehr genau zwischen moralischem Widerstand in abstracto (als »Moralität« bezeichnet) und einem »sinnlichen Moralismus«, der in der menschlichen *Natur* sich gründe und — dies scheint mir wesentlich zu sein — diejenige Quelle unseres Protests gegen den Krieg bilde, die wenigstens tendenziell Aussicht auf Wirksamkeit besäße. Kluge selbst erbringt dafür nachgerade aufregende Belege in seinem Buch »Die Macht der Gefühle«. Es wird also keineswegs dem Stillhalten, der Passivität, der Resignation das Wort geredet, wenn wir mit ihm der Ansicht sind, daß Moralität und Kultur wirkungslose Instrumente darstellen im Kampf gegen Krieg und Rüstungswahnsinn. Die Friedens-Massenbewegung der Gegenwart und ihre für bundesrepublikanische Verhältnisse wahrhaft außergewöhnlichen Aktivitäten besäßen sonst keinen zureichen-

den Erklärungsgrund. Indessen geht es theoretisch bei diesem Punkt um eine andere Diskussion.

Aber auch mit dieser Einschränkung bleibt die Aussage schockierend genug. Nicht Kultur und Zivilisation sollen im Zentrum unserer Aufmerksamkeit stehen, wenn wir nach geeigneten Mitteln und Methoden suchen, um den offenbaren Gegenpol zur Kultur, die Unkultur schlechthin: den Krieg (und seine Vorstufen, Zwischenstufen) gedanklich zu erfassen, zu erkennen und systematisch zu verorten. Bei einer derart radikalen Nichtbeachtung der kulturellen Werte würde z. B. ein großer Teil der Friedensforschung, einer in vielen westlichen Ländern anerkannten und etablierten Wissenschaftsdisziplin, seine Daseinsberechtigung verlieren. Der Schock wird zum Rätsel, wenn wir uns vor Augen halten, was uns statt dessen empfohlen wird. Die »Gegenkräfte des Krieges« — worin könnten sie bestehen? Daß sie vom Krieg selber hervorgebracht werden — wie hat man das zu verstehen? Welche »Gifte« sind es denn, die der Krieg »sozusagen in sich entwickelt«? Und warum könnte die Analyse jener Gegenkräfte möglicherweise zur Festigung unseres eigenen Eintretens für den Frieden beitragen? Kurz, ist es überhaupt sinnvoll, beim KRIEG anzufangen, ja bei ihm stehenzubleiben, um beim FRIEDEN anzukommen?

Nehmen wir an, daß sich unter der sprachlichen Hülle eine oder mehrere theoretische Chiffren verbergen. Ihre Entzifferung wäre dann nicht denkbar ohne die Hilfe von Wissenschaft und Philosophie. Von der letzteren wird man ziemlich schnell die Auskunft bekommen, daß es sich bei der Freud-Kluge'schen Problemstellung um eine Denkfigur der Dialektik, genauer: der dialektischen Entwicklungslogik handeln müsse, weil einer sich selbst widersprechenden Beziehung (der Krieg produziert seine Gegenkräfte) in ihrer Selbstbewegung (die Gegenkräfte entwickeln sich) methodologisch anders nicht beizukommen sei. Was die Wissenschaft angeht, so wird man die inhaltliche Dechiffrierung jenem Wissenschaftszweig anvertrauen, der hier zuständig sein dürfte — der Wissenschaft und Theorie vom Krieg. Richten wir also an deren Vertreter unsere Frage: läßt sich ein Kriegsbegriff denken, der den Anforderungen der Dialektik genügt? Die Frage stellen heißt sie beantworten — denn, wie auf jedem Gebiet, werden auch in diesem Fall gerade die Experten nicht geneigt sein, sich selbst ad absurdum zu führen. Denn auf nichts anderes ließe es ja hinaus, von einem Militärstrategen und -theoretiker zu verlangen, negative Potenzen ausgerechnet in dem Bereich auszumachen und zu benennen, an dessen Fundamentierung und Ausbau im Sinne einer möglichst lückenlosen Ausschließung aller wirklichen und potentiellen »Gegenkräfte« er arbeitet, und dies lebenslang, ganz professionell, und möglicherweise unter Aufbietung all seines Scharfsinns. Dieser Bereich ist der Krieg, sind alle militärischen Handlungen im weitesten Sinn, von der Vorbereitung bis zur Verwirklichung; und das Sinnen und Trachten eines jeden Militärexperten an jedem Punkt unseres Planeten war und ist darauf gerichtet, wie, nach rationalen Kriterien, auf jeder Stufe des militärischen Lebens die jeweils angezeigte höchstmögliche Effizienz zu erzielen sei — und nicht etwa auf das Problem, wie eben diese Effizienz sich selbst zu unterminieren in der Lage sei. Dies zu verlangen, hieße von der Kriegswissenschaft und der großen buntscheckigen Schar ihrer Repräsentanten innerhalb und außerhalb der Armeen zu er-

warten, daß sie über ihren eigenen Schatten sprängen. Ein irreales Verlangen, wie man weiß; jedenfalls in der Regel.

Die Wissenschaft vom Krieg kann sich jedoch dessen rühmen, eine Ausnahme von dieser Regel hervorgebracht zu haben, ein einziges Mal im Laufe ihrer langen Geschichte. Diese Ausnahme ist der bereits erwähnte preußische General und Kriegshistoriker. Clausewitz ist der einzige Militärtheoretiker, der einen dialektischen Kriegsbegriff zu entwickeln imstande war, und das in einem Zuschnitt von geradezu klassischem Ausmaß. Insofern hat sich hier tatsächlich ein über-den-eigenen-Schatten-Sprung vollzogen; sich über die Borniertheiten seines militärischen Fachs weit erhebend, ohne den Boden einer überragenden praktischen und historischen Sachkenntnis in eben diesem Fach jemals zu verlassen, gelangt dieser Außenseiter der Philosophie zu außerordentlichen Einsichten. Seine Denkresultate bewegen sich vom Ansatz her gänzlich in den Bahnen jener Dechiffrierung des Prinzips KRIEG, die wir von den Militärexperten, ja von den Kriegswissenschaften insgesamt nicht erwarten dürfen.

Es wäre jedoch abwegig zu meinen, daß Clausewitz' eigene Entzifferungsvorschläge das Problem bereits vollständig gelöst hätten. Wenn dem so wäre, würden wir ihnen eine zeitlose Gültigkeit unterstellen — eine ebenso gedankenleere wie weitverbreitete Meinung. Die Wirkung der Clausewitz'schen Theoreme beruht vielmehr darauf, daß sie die Arbeit der Entzifferung allererst *ermöglichen*. So auch im vorliegenden Fall einer Erkundung und Vermessung jenes theoretischen Raums, der beispielsweise mit dem Satz »Der Krieg entwickelt in sich seine Gegenkräfte« chiffriert wird. Der Philosoph des Krieges hat Tore geöffnet und einige Fundamente gelegt — mehr nicht, aber auch nicht weniger. Erst heute, beginnend vor etwa einem Jahrzehnt, gelingt es der Clausewitzforschung, diese Fundamente freizulegen, auch in ihren unfertig gebliebenen Teilen; aber das dabei zutage geförderte theoretische Material erweist sich als so reichhaltig, daß wir die Hoffnung hegen dürfen, Antwort zu bekommen auf unsere Frage, die hier nun zu wiederholen ist: läßt sich ein Kriegsbegriff denken, der den Anforderungen der Dialektik in der umschriebenen Weise genügt?

II

Der Krieg sei die Fortsetzung der Politik, genauer: der Staatspolitik, mit anderen Mitteln — so die berühmt gewordenen Clausewitz'schen Worte. Raymond Aron hat sie »la formule« genannt, und in der Tat haben sie lediglich die Funktion, die jeder beliebigen wissenschaftlichen Formel zukommt, nämlich einen weitläufig entwickelten und facettenreich dargestellten Inhalt in die reinste Abstraktion umzugießen. Verständlich, daß ausgerechnet diese Formel den Vorwand für unzählige Mißverständnisse geliefert hat und noch weiter liefert, da sie ja wie kaum eine andere in die sozialen Lebenswelten einzugreifen sich den Anschein gibt. Löste man sie aber auf, käme man über kurz oder lang in die merkwürdige Lage, das Werk »Vom Kriege« in seiner Gänze neu schreiben zu müssen; denn das macht die Besonderheit dieses epochemachenden Textes aus, daß sein Verfasser in immer neuen Anläufen und unter allen fachlichen Gesichtspunk-

ten, die in der kriegerischen Wirklichkeit vorkommen, das Problem umkreist, wie sich die Bedeutung jener Sache umfassend beleuchten läßt, die in der Formel abgekürzt »Politik« heißt.

Eine Formel auf der einen Seite, das Riesenwerk auf der anderen. Und keine Möglichkeit der Annäherung? Es ist Clausewitz selber, der uns weiterhilft, indem er den Grad der Abstraktion, die seiner Formel anhaftet, an verschiedenen Stellen abbildert und dem Leser sozusagen konkrete Fassungen vorlegt. Eine davon lautet:

»Die allgemeinen Verhältnisse, aus denen ein Krieg hervorgeht und die natürlich seine Grundlage ausmachen, bestimmen auch seinen Charakter; wir werden davon in der Folge beim Kriegsplan mehr zu sagen haben. Diese allgemeinen Verhältnisse aber haben die meisten Kriege zu einem Halbdinge gemacht, wo die eigentliche Feindschaft sich durch einen solchen Konflikt von Beziehungen winden mußte, daß sie nur ein sehr schwaches Element blieb« (S. 659).

Diese Passage steht im 8. Kapitel (»Widerstandsarten« ist es betitelt) des VI. Buches, das die Überschrift »Verteidigung« trägt und keineswegs zufällig das mit Abstand umfangreichste ist unter den insgesamt acht Büchern des Werkes »Vom Kriege«, befaßt es sich doch mit der Verteidigung als der »stärkeren Form des Kriegführens« (S. 615). Wir übergehen die Interpretationsprobleme, die sich in diesem Zusammenhang auftun — wieso »stärkere Form«? warum ein so umfangreicher Text? und, vor allem, warum in der Clausewitz-Rezeption eine nur untergeordnete Rolle spielend? — und wenden uns den oben wiedergegebenen Zeilen zu.

Die »allgemeinen Verhältnisse«, die Clausewitz zweimal nennt, sind ein anderer Ausdruck für seinen Begriff des Politischen. Unmittelbar geht dies aus seinem Hinweis hervor, daß der Leser mehr darüber bei der Erörterung des »Kriegsplans« erfahren werde; damit ist aber das letzte, das VIII. Buch (mit dem Titel »Kriegsplan«) gemeint, dem eine überragende Funktion innerhalb des Gesamtwerkes zukommt: nachdem zuvor die »Grammatik« (S. 991) des Krieges in seinen historischen und pragmatischen Gestaltungen enträtselt worden ist, folgt jetzt die Analyse jener »Logik« (ebd.) des größeren Ganzen, in das alle historischen Kriege eingebettet sind — die Logik der Politik, d. h. der »allgemeinen Verhältnisse«. Der Clausewitz'sche Politikbegriff war bereits am Anfang, im berühmten 1. Kapitel (»Was ist der Krieg?«) des I. Buches, betrachtet worden, aber nur im Sinne einer »Grundvorstellung« (S. 949); hier, im VIII. Buch, wird er nun explizit entwickelt. Dieser Politikbegriff zeichnet sich dadurch aus, daß er mit dem Begriff Krieg in einem unauflösbaren inneren Spannungsverhältnis steht. Die Politik als »Repräsentant aller Interessen der ganzen Gesellschaft« (S. 993) bildet den einen Pol, die kriegerische oder militärische Handlung den Gegenpol. Zwar hat »die Politik den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber bloß das Instrument, und nicht umgekehrt« (ebd.) — aber weder verschmelzen die beiden Seiten des Gegensatzes ineinander, noch bleiben sie im luftleeren Raum einfach stehen. Die stets von neuem sich aufladende Spannung entsteht *nicht* durch die Gegensätzlichkeit der beiden Pole, nicht durch den Antagonismus von »Instrument« und »Intelligenz«, sondern durch ein Drittes: das ist der »Konflikt von Beziehungen«, durch den sich, im Kriegsfall, das Element der Feindschaft in aller Regel hindurch »win-

den« muß, wenn es ins Leben treten will. Dabei wird seine ursprüngliche reine Form verändert und zwar permanent; das Ergebnis ist notwendig ein »Halbding«.

Clausewitz' Formel entpuppt sich somit als ein theoretisches Gebilde von höchster Komplexität. Weit davon entfernt, die innere Konstruktion dieses Gebildes hier nachzuvollziehen, was schon aus Platzgründen nicht statthaft wäre, sei dazu nur soviel angemerkt. Im politischen Alltag gehört es zu den unbefragten Selbstverständlichkeiten, sich den Krieg (und seine Vorbereitung) als das diametrale Gegenteil zum Frieden (und dessen Vorbereitung) vorzustellen und vice versa; daß dieser Gegensatz im Zeitalter der Massenvernichtungsmittel zu seiner größten Schärfe sich entwickelt habe, gehört zu den Gemeinplätzen in der gegenwärtigen Friedensdiskussion. Bei Clausewitz finden wir etwas anderes. Zwar sind auch für ihn die Kriege auf der einen, der Friede auf der anderen Seite unbezweifelbar ganz verschiedene, in mancher Hinsicht nicht vergleichbare Zustandsbeschreibungen (wobei sich seine Theorie übrigens keineswegs auf die zwischenstaatliche Sphäre alleine beschränkt), aber das ist für ihn von sekundärer Bedeutung. Stärker fällt für ihn die *Dialektik* zwischen Krieg und Politik ins Gewicht. Diese besteht darin, daß die Politik als Konzentrat der »allgemeinen Verhältnisse« sich, zur Erreichung des politischen Zwecks, den Krieg als das geeignete Instrument schafft und auf diese Weise ihre »Fortsetzung« darin findet — daß aber beide Bereiche zugleich als voneinander getrennte Bereiche angesehen werden. Der Trennungsprozeß zwischen Krieg und Politik, zwischen »Instrument« und »Intelligenz« nimmt im Zuge ihrer Selbstbewegung sogar zu, d. h. im Verlauf der Evolution von »Instrument« und »Intelligenz« kommt es zu allen nur denkbaren (und empirisch verifizierbaren) Spannungszuständen zwischen beiden. Dennoch dürfen beide Aspekte nicht auseinandergerissen werden. Sondern die Differenz von Instrument und Intelligenz wie auch ihre Einheit bilden ein kategoriales Ganzes; vom Zusammendenken des Trennenden und des Vereinheitlichenden im Politik-und-Krieg-Komplex wird das gesamte Buch »Vom Kriege« durchherrscht. Aber muß denn der Bereich des Politischen den Krieg als sein Werkzeug *notwendig* erzeugen? Keineswegs. Die Geschichte kennt keinen Automatismus — auch und gerade bei Clausewitz nicht. Die »allgemeinen Verhältnisse« bringen Krieg ebenso wie Nichtkrieg, Frieden ebenso wie Unfrieden hervor; ob und wann sie es tun, hängt freilich nicht von ihnen selbst ab. Der jeweils gesetzte politische Zweck (die Motive der verantwortlich handelnden Individuen, Gruppen und Klassen) braucht vielmehr eine bestimmte *Form*, damit er sich realisieren kann. Diese Formung erhält er durch jene »große Zahl von Dingen, Kräften, Verhältnissen« (S. 953), die ihrerseits die gesellschaftliche Grundstruktur ausmachen. (Wir haben gesehen, daß Clausewitz dafür die Denkfigur »Konflikt der Beziehungen« einführt; m. E. wäre hier ein Ansatzpunkt, mit dessen Hilfe sich verdeutlichen ließe, inwiefern der Kriegsphilosoph, nach einem Wort von Ernst Engelberg aus dem Jahr 1957, sich »im Vorhof der Erkenntnisse von der Entwicklung der Produktionsverhältnisse und der Klassenkämpfe« befunden hat.) Je nach Beschaffenheit *dieser* Grundstruktur (»Konflikt der Beziehungen«) wird die jeweils vorherrschende FORM sich entwickeln, d. h. werden die Staaten — und, wie wir hinzufügen, die jeweils herrschenden

Klassen in der Ersten, Zweiten und Dritten Welt — ihre Kriege planen und ausführen oder auch nur planen und nicht ausführen oder aber beides als unzweckmäßig betrachten. Das bedeutet, daß *auch* Politik und *Frieden* in einem dialektischen Verhältnis stehen, das, nur spiegelverkehrt, genau dieselben Mechanismen und Kraftlinien potentiell in sich enthält und entwickeln kann (nicht muß) wie im oben bezeichneten Kriegsfall. Es ist daher ohne weiteres möglich, die oben zitierte Passage aus dem VI. Buch des Werkes »Vom Kriege«, mit der die Clausewitz'sche Formel paraphrasiert wurde, durch Umpolung auf den Friedensbegriff umzuschreiben:

Die allgemeinen Verhältnisse, aus denen der Friede hervorgeht und die natürlich seine Grundlage ausmachen, bestimmen auch seinen Charakter... Diese allgemeinen Verhältnisse machen aber in der Regel den Frieden zu einem Halbding, wo die eigentliche Freundschaft sich durch einen solchen Konflikt von Beziehungen winden mußte, daß sie nur ein sehr schwaches Element blieb.

Die Reihe der Abstufungen, in denen sich das eine wie das andere — der »Krieg« ebenso wie der »Friede« — je nach den obwaltenden politischen Konstellationen realisiert, ist unendlich groß, weil die Vielfalt der vom »Konflikt der Beziehungen« determinierten geschichtlichen Formen prinzipiell keine Grenzen kennt. Das ist der Sinn des von Clausewitz nicht nur an dieser Stelle verwendeten Terminus »Halbding«. Die »Halbdinge« können einen progressiven Charakter annehmen, wie etwa die Befreiungskriege im Zeitalter Napoleons oder der real existierende friedliche Koexistenz-Prozeß zwischen Sozialismus und Kapitalismus seit Rapallo; es ist aber ebenso auch ein deformierter Krieg bzw. Frieden vorstellbar und in der Geschichte vorgekommen (Beispiele, beliebig gewählt: der Vernichtungsfeldzug des Faschismus in seiner deutschen Variante gegen die Sowjetunion als Exempel für einen deformierten Krieg, die Politik der nuklearen Erpressung der Reagan-Administration heute als Beispiel dafür, wie ein deformierter Frieden zustande kommen kann). So gesehen, bilden Kriege und Frieden Sachverhalte von ein und derselben politischen Qualität; der dialektische Gegensatz zum Krieg ist nicht der Frieden, sondern die Politik.

III

Die an die Clausewitz'sche Theorie gerichtete Frage, ob sich mit ihrer Hilfe das Prinzip Krieg und seine Gegenkräfte inhaltlich bestimmen ließen, können wir nunmehr ohne Einschränkung bejahen. Erinnern wir uns der eingangs formulierten Problemstellung. Was besagt es, wenn behauptet wird, es sei »der Krieg« selber, der sein »Gegengift« — also »den Frieden« — produziere? Mit Clausewitz ließe sich darauf eine Antwort in etwa folgenden Umrissen skizzieren.

Die historisch vergangenen Kriege ebenso wie die gegenwärtigen militärischen Konflikte in verschiedenen Weltregionen; die mehr oder weniger kurzen Friedensperioden in der Geschichte; der keineswegs spannungslose Friedenszustand in Europa seit 1945 — dies alles sind Erscheinungen auf einem historisch jeweils gegebenen »internationalen« Feld, auf dem die Kontrahenten (in der Regel Staaten und/oder Staatenbündnisse) agieren. Ob

sich die Kontrahenten für den Kriegs- oder den Friedenszustand — in welcher Modifikation, Abstufung auch immer — entscheiden, hängt in letzter Instanz von der Art und Weise ab, wie das jeweilige innere soziale Feld organisiert ist, von dem aus jeder der Kontrahenten seine Kräfte entfaltet. Die Art der Organisation festzulegen, ist die zentrale Aufgabe der Politik; sie ist es, die Krieg und Frieden als ihre beiden wichtigsten Instrumente handhabt. Sie tut es jedoch nicht autonom; sie selbst ebenso wie ihre Instrumente müssen stets durch den jeweils korrespondierenden »Konflikt von Beziehungen« hindurch. Daher wäre es sinnlos, wollte man nach den »Gegenkräften des Krieges« *woanders* suchen als im jeweils gegebenen sozialen Feld mit seinem ihm jeweils eigentümlichen »Konflikt der Beziehungen«. Wo Konflikte herrschen, braucht man Waffen, das heißt geeignete Mittel, Methoden, Instrumente; ob diese Instrumente primär krieglerisch-gewalttätigen Charakter annehmen oder sich einer mehr friedlich-gewaltlosen Qualität zuneigen, ist selbstredend die große Frage unserer eigenen Epoche und muß sich im Austragen des Systemantagonismus Kapitalismus/Sozialismus entscheiden — dennoch bleiben diese Instrumente jeweils »Waffen« in dem hier gemeinten politisch-philosophischen Sinn. Mit anderen Worten, das jeweilige konkrete soziale Feld verfügt stets über eine innere dialektische, spannungsreiche Struktur, einmal von dem polaren Gegensatz Krieg/Politik, das andere Mal von der Polarität Frieden/Politik her gesehen (wobei man vermuten darf, daß sich im zweiten Fall auch die Qualität der Politik erheblich ändern würde — wie, muß der Zukunft überlassen bleiben); die Überführung dieses Feldes aus einem krieglerischen in einen friedlichen Zustand kann demgemäß nur *aus dem Feld heraus* geschehen.

Es ist demnach nicht so, wie wenn »der« Krieg automatisch aus sich selbst heraus seine Gegenkräfte hervorbrächte und ohne das Zutun der handelnden Individuen und Kollektive an sich selbst zugrundeginge. Dies käme einer Mystifizierung des Prinzips Krieg gleich. Friedrich Engels beispielsweise, bekanntlich einer jeden Mystifikation abhold und auf den Gebieten der politischen ebenso wie der militärischen Strategie und Taktik sich bestens auskennend, liefert im »Anti-Dühring« eine prägnante Beschreibung dessen, wie der Moloch Krieg objektiv an seiner inneren Dialektik zugrunde geht — daß es aber dabei auf den entsprechend sich artikulierenden *Willen* der Handelnden (er meinte damals noch: der Arbeiterklasse) ankomme, hat für ihn eine ganz zentrale Bedeutung. Genau so können und sollten wir, durch Clausewitz belehrt, den Satz: »Der Krieg entwickelt in sich seine Gegenkräfte« verstehen, nämlich als eine bewußt gewollte Formverschiebung innerhalb des sozialen Kräfteparallelogramms, die keiner Hilfe von außen bedarf. Da das Prinzip Krieg keine übernatürliche Erscheinung darstellt, müssen wir in der Tat auch keine *andere* Instanz »nach Aushilfen gegen den Krieg befragen«.

IV

Was die einen an Clausewitz bewundern und was ihn bei den anderen in Verruf gebracht hat, ist seine angebliche Verabsolutierung des Krieges, gar des Wesens des Krieges. Wenn wir uns nun in entgegengesetzte Richtung

bewegen und zu begreifen versuchen, in welchem Maße Clausewitz das Phänomen Krieg/Frieden begrifflich abgestuft und verflüssigt hat, dürfen wir nicht in den umgekehrten Fehler verfallen und annehmen, sein Denken lasse sich auf einen erkenntnistheoretischen oder gar ethischen Relativismus zurechtschneiden. Vielmehr sind es beide Aspekte, die dieser genuin dialektische Denker in seiner Theorie zu verknüpfen sucht — der Aspekt der von ihm so benannten »philosophischen« Bestimmung des Krieges und der Aspekt der Kriegswirklichkeit in der geschichtlichen Welt. Wenn wir z. B. im VIII. Buch den Satz lesen: »Krieg und Friede sind im Grund Begriffe, die keiner Gradation fähig sind« (S. 988), so ist unbedingt zu beachten, daß Clausewitz an *dieser* Stelle den philosophischen Begriff von Krieg und Frieden meint; anhand einer textvergleichenden Untersuchung ließe sich ohne weiteres der Beleg erbringen, daß das Attribut »im Grunde« darauf verweist, daß Clausewitz hier den Krieg (und zusätzlich gleichwertig den Frieden) in seiner *absoluten* Gestalt denkt. (Daß er dieses Denken dann »philosophisch« nennt, ist eine Frage seiner Terminologie.) Und wenn wir uns unter »Gradation« nicht schlicht eine Steigerung, sondern eine graduelle Abstufung in dem Sinne vorstellen, daß, vom Nullpunkt eines Koordinatenkreuzes aus gesehen, der Vorgang der Gradation nach *allen* Seiten ablaufen kann, dann ist der Sachverhalt evident: die Gradation umgreift alle »Resultate von dem, was der Krieg ist, wie Zweck und Mittel in ihm wirken, wie er sich von seinem ursprünglich strengen Begriff in den Abweichungen der Wirklichkeit bald mehr, bald weniger entfernt, hin und her spielt« — also genau das Gegenteil von dem, was bei Clausewitz »absoluter Krieg« heißt. Zu demonstrieren, daß der Krieg als empirisches »Halbding« alle nur möglichen Gradationen durchmachen und dabei sich erheblich modifizieren kann, ist ja Clausewitz' eigentliches Thema; dabei wird aber der »absolute Krieg« (und wir ergänzen: der absolute Frieden) nicht beziehungslos eingeführt, nicht als Ideal verhimmelt, sondern in seiner heuristischen Funktion beleuchtet, wie aus der Fortsetzung des soeben gebrachten Zitats hervorgeht:

»Diese Resultate, von dem, was der Krieg ist, wie Zweck und Mittel in ihm wirken, wie er sich von seinem ursprünglich strengen Begriff in den Abweichungen der Wirklichkeit bald mehr, bald weniger entfernt, hin und her spielt, aber immer unter jenem strengen Begriff wie unter einem höchsten Gesetz steht — das alles müssen wir in unserer Vorstellung festhalten...« (S. 230)

Der »absolute Krieg« stellt also keineswegs irgendeine Metapher für eine besonders schreckliche Modifikation des Phänomens Krieg dar — etwa das atomare Inferno — sondern dieser Terminus dient ausschließlich der Unterscheidung zwischen Realität und Begriff des Krieges. Wie ein roter Faden durchzieht die mühevollen Arbeit dieser Unterscheidung, die stets zugleich eine des Zusammendenkens bleibt, das ganze Werk »Vom Kriege«.

Dies zu betonen, erscheint deshalb angebracht, weil offensichtlich in weiten Teilen der bundesrepublikanischen Friedensbewegung eine derartige Unterscheidung nicht nur gänzlich unbekannt, sondern ein mehr oder weniger naives In-eins-Setzen von Begriff und Realität in Gebrauch zu sein scheint: die absolute Gestalt des Krieges (in Clausewitz' Worten: »die Niederwerfung des Feindes, folglich die Vernichtung seiner Streitkräfte«, S.

949) wird weithin als die einzig denkbare Wirklichkeit des Krieges am Ende des 20. Jahrhunderts mißverstanden. Verführt durch die das menschliche Vorstellungsvermögen in der Tat übersteigende Zerstörungskraft der nuklearen Rüstungspotentiale sowie durch das mittlerweile erreichte und für den Laien ebenfalls kaum nachvollziehbare Entwicklungsniveau von Trägersystemen und ihrer kampftechnischen Parameter (wie Flugzeit, Reichweite, Treffsicherheit usw.), kann der Betrachter tatsächlich sehr schnell in die Lage kommen, sein Bewußtsein und seine Aktivität in geometrischer Progression auf diese Atomraketen und ihre Existenz auszurichten — und darüber immer mehr zu vergessen, daß es nach wie vor *politische* Rahmenbedingungen sind, unter denen bestimmte Waffen entwickelt, vom Staat gekauft, den nationalen oder supranationalen Einrichtungen zugewiesen und schließlich eingesetzt oder nicht eingesetzt werden. So richtig der Ansatzpunkt der Friedensdiskussion der letzten Jahre war und — leider — in absehbarer Zeit bleiben wird, nämlich die Stationierung neuer Waffensysteme des nuklearen »Erstschlags« (auch »Entwaffnungsschlag« genannt) in Europa als eine die — wie fragil auch immer sich realisierende — Sicherheitspartnerschaft zwischen Ost und West einseitig durchbrechende Maßnahme anzusehen, so sehr hat dann doch die apolitische Fixierung auf »die Bombe« die seit 1980 bei uns entstehende Friedens-Massenbewegung förmlich überschwemmt und deutliche Spuren im Bewußtsein mancher Beteiligter hinterlassen. Nur so scheint mir — um ein Beispiel zu nennen — erklärbar zu sein, warum und mit welcher Unbedenklichkeit gerade aktive Vertreter der heutigen Friedensbewegung von der »drohenden Kriegsgefahr«, ja von der »wachsenden« oder gar »unverhüllten« und »direkten Kriegsvorbereitung« sprechen, wenn von jenen neuen Raketen bzw. dem derzeitigen Hochrüstungskurs der USA insgesamt die Rede ist. Wie im Fall des absolut gesetzten Atomkrieges findet, so steht zu befürchten, auch hier eine permanente Vermengung von Begriff und Realität statt: wer nämlich von »Kriegsvorbereitung« im Präsens redet, der unterstellt, daß es eine vorhergehende Phase gegeben hätte, die nicht davon gekennzeichnet gewesen wäre. Und in der Regel meint man dann auch die Phase der weltpolitischen Entspannung zwischen den USA und der UdSSR in den 70er Jahren — dabei jedoch vergessend (oder verdrängend?), daß der Systemantagonismus, also der »Kampf« der einander entgegengesetzten Gesellschaftssysteme, durch die Entspannungspolitik vielleicht verdeckt, jedoch mitnichten aufgehoben war. Der politische Wille des kapitalistischen Weltsystems richtet sich gewiß auf verschiedene, z. T. einander widersprechende Ziele; daß aber die Schwächung des Systemgegners Kommunismus eines der wichtigsten Ziele darstellt, nach innen wie nach außen, zeigen die historischen Fakten zur Genüge. Und dieser politische Wille bleibt erhalten — gleichgültig, in welcher Form der »Gradation« sich der »ursprünglich strenge Begriff« materialisiert. Die »Gradation« kennt eine unendlich große Zahl von Ausdrucksformen und Entwicklungsstufen, vor allem im Zeitalter der einen zweiten, einen gänzlich anderen »strengen Begriff« zur Geltung bringenden friedlichen Koexistenz: militärisches Gleichgewicht *und* Engagement in der Dritten Welt (z. B. in Vietnam), punktuelle Rüstungsbegrenzung (wie SALT I) *und* zeitweilige einseitige Hochrüstung bilden, um nur einige wenige Grundtendenzen zu nennen, ein gemeinsames Bündel von politischen

Maßgaben und Maßnahmen, die unter einem »strengen Begriff wie unter einem höchsten Gesetz stehen«. Keine dieser Entwicklungsstufen und Ausdrucksformen hebt jedoch die andere auf. —

Daß politische Reflexion und moralische Wertung hier eine besonders schwierige, besonders schwer erkennbare Nahtstelle bilden, versteht sich von selbst. Aber die hier erhobene Forderung nach der Arbeit des Unterscheidens und Zusammendenkens bezog sich ja auch lediglich auf den Bereich des Politischen. Eine andere Frage ist es, wie wir mit dem bereits eingangs erwähnten Gegensatz von abstrakter Moralität und sinnlichem Moralismus umzugehen gedenken. Diese Frage gehört nicht mehr in die Reichweite der politiktheoretischen Perspektive, die hier zu prüfen war.

Nachbemerkung

Auszüge aus der erwähnten Rede von Alexander Kluge sind im MERKUR 423 (Januar 1984) unter dem Titel »Mangel an Deutschland« veröffentlicht worden. —

Die Seitenangaben zu den Clausewitz-Zitaten beziehen sich auf die von Werner Hahlweg edierte und derzeit maßgebliche Textausgabe des Werkes »Vom Kriege«, 19. Auflage 1980, Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn.

Eine empfehlenswerte Auswahl aus Clausewitz' »Vom Kriege« ist 1980 im Reclam-Verlag Stuttgart, Universalbibliothek Nr. 9961, erschienen.

Wenn strenge Monogamie der Gipfel aller Tugend ist, so gebührt die Palme dem Bandwurm, der seine ganze Lebenszeit damit zubringt, sich mit sich selbst zu begatten.
Friedrich Engels, MEW 21/40

Peter Maiwald

Notizbuch 2

Rücke die Wahrheit ins Licht und schon wirft sie einen Schatten.

Manche leisten sich ein Inkognito, weil sie sonst keiner kennt.

Alptraum: Ein Wald voller Bäume der Erkenntnis und darin lauter Andersdenkende, einander aufknüpfend.

Auch das Unveränderliche wirft seine Genossen voraus.

Man macht es seiner Umgebung nicht einfach, wenn man sich eine einfache Umgebung schafft.

Einen Menschen zu rupfen, davon träumt das Hühnchen.

Manche erschrecken vor gar nichts mehr, weil sie sich selbst so gewohnt sind.

Selbst wenn die Menschen zerbrechlich wären, würden wir so mit uns umgehen.

Nehmen wir an, wir wären in Ordnung, was hätten wir weniger zu fürchten als die Prüfung unseres Bestands?

Dafür gibt es nicht den geringsten Anlaß, sagt der Anlaß.

Schlimm, daß wir alle so klug sind. Nur wenn wir dumm wären, geschähe uns recht.

Anhänger bedürfen einer Zugmaschine. Auf die schiefe Bahn gebracht, bewegen sie sich von allein.

Manche können sogar das Wasser verwässern.

Über den Dingen stehen: die wir nicht hochkommen lassen wollen.

Wir halten die Ohren steif, damit wir nicht hören, was wir fühlen.

Die Eule der Minerva hat die Weigerung an sich, nach Athen getragen zu werden.

Natürlich: den Liebhabern des Donnerbalkens erscheint der Fortschritt als Klosett.

Helmut Ridder

Schluß und kein Dakapo!

Sie tanzten nur einen Sommer! Und der war zum Glück ziemlich kurz, dieser Festspielsommer mit dem Sonderprogramm Erster Tango in der Manege von Zirkus Deutschland, einfach weggeweht von den verfrühten Herbststürmen. Daß es doch wahr bliebe! Daß es mit diesem Tanz so gründlich und endgültig vorbei wäre, wie mit der alten Filmschnulze, von der nur noch der Titel in schwacher Erinnerung ist! Man mag es fürs erste nur hoffen — mit Dr. Alfred Dregger/CDU. Denn der hatte recht, wenn er auch nicht weiß und nicht wissen kann, warum, worin und wie sehr er recht hatte mit seinen Ausfällen gegen den »Arbeitsbesuch« aus dem »unfreien« im »freien Teil des getrennten Vaterlandes«.

Aber völlig sicher kann man da leider noch nicht sein, soweit es um die beiden Superstars geht. »In seiner Rede vor der im Berliner Reichstag versammelten Unionsfraktion«, schreibt heute früh, am 11. September 1984, mein Heimatblättchen, »griff Kohl noch einmal die von Honecker verwendete Formel auf, daß dessen Besuch aufgeschoben, aber nicht aufgehoben sei.« Und so soll es auch nach der vereinbarten Sprachregelung sein, die von »der Verschiebung des Besuchs des Vorsitzenden des Staatsrates der DDR und Generalsekretärs des ZK der SED« handelt. »Die Bundesregierung erwartet, daß die Entscheidung der DDR die weitere Fortentwicklung der Beziehungen zwischen den beiden Staaten in Deutschland nicht belastet und daß der von beiden Seiten gewünschte Dialog und die Zusammenarbeit im Interesse des Friedens in Europa und der Menschen im geteilten Deutschland weitergehen«, so die Erklärung aus dem Bundeskanzleramt, dessen Chef ergänzt: »Ich war und bin bereit, über alles zu reden«, wenn es auch »in Grundsatzfragen, wie beispielsweise der Anerkennung einer DDR-Staatsbürgerschaft«, selbstverständlich »keine Zugeständnisse« geben könne. Er hat gut warten, weil er ja keine Schwierigkeiten mit dem Warten hat. Der Große Vorsitzende von drüben ist ihm kein Genosse, sondern ein Handelsmann. Und in der Mentalität von Handelsmännern kennt er sich aus: Wenn's sein muß, nimmt der Handelsmann für gutes Geld auch Scheiße an. Doch noch weit mehr als schnöder Mammon winkt von hüben dem Vorsitzenden von drüben. Ein neues Amt nämlich. Ein drittes also, und zwar ein wahrhaft (gesamt-)»deutsches«, das zu seinen beiden DDR-Ämtern hinzukäme. Das bundesverdienstkreuzträgliche Kronamt eines Hochkommissars des quasi-autonomen Bundesprotektorats DDR im neuen Commonwealth der deutschen Nation, welchselbiges eine langfristige — gar keine Schwierigkeiten mit dem Warten: nicht mal Berufsverbote für SED-Mitglieder in der Selbstverwaltung des Protektorats werden erwartet — Zwischenstufe zum »wiedervereinigten Deutschland« sein könnte — und eine für beide Seiten doch so vorteilhafte. Wäre sie doch in diesen ökonomisch so düsteren Zeiten die logische Weiterentwicklung aus dem schon bestehenden EG-BRD-DDR-Huckepackverbund. Das wär doch was, so

ein autonomes, aber in deutscher Treue werkendes Hongkong next door mit 17 Millionen Menschen, die noch wissen, was Zucht und Ordnung ist, während die bundesdeutschen Arbeitnehmer es weit von sich weisen, Chinesen oder Japaner zu sein...

Wie das alles anfang? Nun, eben mit dem Orwell nachempfundenen gesamtdeutschen Witz des Jahres 1984, den der Bundeskanzler und der Staatsratsvorsitzende sich trennungsüberwindend haben einfallen lassen, nachdem die Stationierung ihren Lauf genommen hatte. Der eine erblickt bekanntlich in dem Vollzug des Rüstungs-, Aufstellungs- und Dislozierungsprogramms gemäß dem von der BRD initiierten, inszenierten und sogar auf seinen Namen getauften sog. NATO-Doppelbeschluß ein Positivum erster Ordnung, einen Gewinn an Sicherheit vor Krieg und für das politisch-ökonomisch-soziale System der sich »freiheitlich« nennenden »Freiheit«, kurz einen großen Nutzen, den es noch zu mehrten gilt. Der andere, ganz entgegengesetzt zu diesem sozusagen augusteischen approach, erblickt darin bekanntlich einen Verlust an Sicherheit vor Krieg und eine Bedrohung des politisch-ökonomisch-sozialen Systems der »Freiheit vor kapitalistischer Ausbeutung« (der andere Freiheiten in oft unschöner Weise nachgeordnet sind), kurz einen schlimmen Schaden, den es zu mindern, zu »begrenzen« gilt. Was konnte angesichts dieses Befundes beim kongenialen Durchschreiten der Januspforte zum Jahre 1984 näher liegen als die Gründung einer gesamtdeutschen Verantwortungs-GmbH auf der Basis der Gleichung: Nutzen ist Schaden; Schaden ist Nutzen? So ist denn doch noch ganz schön was geworden aus diesem Jahre »1984«, das die Gazetten mit ihrem dümmlich-dünnen Geschwätz über den durchaus zweitklassigen Roman und seinen Autor eingebimmelt hatten. Denn aus der Basisgleichung folgt schon alles weitere. So ist jetzt die Mehrung des Nutzens nicht eine Minderung des Schadens und die Minderung des Schadens nicht einfach eine Mehrung des Nutzens, weil der blöde Laienverstand das einfach so meint, sondern weil wegen der Identität von Nutzen und Schaden auch Mehrung und Minderung ein und dasselbe sind. Das Ganze ist ein mit schönen Ölzeigen verzierter Vorhang, hinter dem die Spielchen auf der deutsch-deutschen Bühne so undeutlich werden, daß viele Interpretationen möglich sind, wobei man sich wohl der Hoffnung hingeeben hat, alle daran Interessierten würden eine finden können, die sich zur Beschwichtigung des bösen Verdachts eignete, hier werde etwas ausgekocht, was die explosive Situation noch explosiver machen könnte.

Doch der blöde, aber nicht introvertierte Laienverstand hat da nicht mitgespielt. Er hat sich diese Akkumulation von Nonsense nicht aufrösten lassen. Wie sollte es ihm denn auch nur irgendwie beizubringen sein, daß die Gründung der Verantwortungs-GmbH ein lauterer Unternehmen sei. Jahrzehntlang auf die Hühneraugen getreten, vors Schienbein gestoßen oder gar in den Eingeweiden verletzt, hat die DDR auf die Aufforderung »bitte recht freundlich« säuerlich bis sauer reagiert (das Gegenteil von »menschlichen Erleichterungen« war die Folge; aber weil die sowieso nur ein Vorwand sind, wurde hierzulande nicht nachgelassen). Und nun sollte die alles andere in den Schatten stellende Bedrohung durch die Stationierung auf einmal ungeheuchelte Freundlichkeit hervorrufen? Daß mit dieser Geschäftsgrundlage was nicht stimmt, konnte unschwer und treffend gemut-

maßt werden. Aber ob der durch diese Verantwortungs-GmbH angerichtete Schaden sich noch dadurch begrenzen läßt, daß der Vorsitzende von drüben abgesprungen ist — wie schwer er sich dabei selbst verletzt haben könnte, kann erst eine gründliche Nachuntersuchung erweisen —, das ist noch nicht am Tage. Lüften wir den Vorhang und schauen wir uns die Bescherung an; die camera naiva, die hüben und drüben Hirngespinnste statt der Realitäten auf ihre millionenfach vervielfältigte Platte bannt, hat davon nichts wahrgenommen.

Hier zeigte die Platte die armen deutschen Königskinder, die da zusammenkommen wollen, aber nicht zusammenkommen dürfen, jedes in den unbarmherzigen Fängen seiner »Supermacht«. Keine Bundesregierung wird es je verkünden, was sie der Friedensbewegung, die an diesem Bilde kräftig mitgestrickt hat, verdankt. Von den Erpressungen, den oft erfolgreichen und infolge der kaum noch übersehbaren amerikanischen Verstrickungen immer gefährlicheren, die von der BRD auf ihre »Freunde« im Bündnis ausgingen und ausgehen, ist da nichts zu finden. Dabei ist es doch so eindeutig und klar und vom neuen Bundespräsidenten (noch ein Außenminister mehr!) unmißverständlich formuliert: »Die Amerikaner können auf die Deutschen als Partner und Alliierte vertrauen — aber nur, wenn das amerikanische Volk die Deutschen nimmt, wie sie sind.« Diese Deutschen, das ist jetzt die BRD; und diese Deutschen sind so, wie sie sind, und sie sind so, wie sie waren. Und sie waren, seit es die BRD gibt (früher waren sie auch so, aber das kann hier aus Raumgründen nicht dargetan werden), immer so, daß sie ihre »Bündnistreue« an eine Vorbedingung geknüpft haben, nämlich daß der »Westen«, die NATO, die »freie Welt« die »deutsche Frage« gemäß BRD-Doktrin auch zu der ihren machen.

Von den Erpressungen, deren die DDR im Verhältnis zu ihrer »Supermacht« erfolgreich fähig gewesen ist, kann hier nicht gehandelt werden; man studiere die Geschichte des 17. Juni 1953, die ganz anders aussieht, als die in der BRD obwaltende Ideologie wahrhaben will, und die in der DDR tabuisiert ist. Aber die DDR wäre keine deutsche, wenn sie die atomare Vergeiselung der BRD nicht nach dem Strickmuster der BRD-»Symmetriker« darstellte. Am 20. August 1984 tat der Staatsratsvorsitzende es im »Neuen Deutschland« kund: »Es ist erkennbar, daß die vom konservativen Lager getragene Regierung Kohl/Genscher einen noch stärker auf die USA ausgerichteten Kurs steuert, als das die Regierung Schmidt/Genscher mit der Initiierung und Vertretung des sogenannten NATO-Doppelbeschlusses vor ihr schon getan hat.« Die »Ultras in der BRD« (das Wort war an sich schon unter Ulbricht eingemottet worden) sind für ihn wieder da, die »immer wieder in die verrostete Trompete des Revanchismus« blasen. Aber wer sind das jetzt, die »Ultras«? Strauß doch wohl nicht, der die »deutsch-deutsche« Erwärmung so schön in Gang gebracht hat. Kohl doch auch nicht, denn sonst wäre mit ihm gar nicht zu reden gewesen sein. Und die Amerikaner können auch nicht dahinter stecken, muß man doch gerade mit Rücksicht auf sie noch und noch abwiegeln. »Es muß nicht in erster Linie die Wiederherstellung des einheitlichen Nationalstaats sein, wenn Freiheit und Menschenwürde aller Deutschen anders besser gesichert werden können,« meinte Herr Windelen am 7. Februar con sordino auf einer Veranstaltung, deren bezeichnende Qualität noch näher zu erläutern sein wird. Noch küh-

ner: »Der Territoriaspekt« der von der Bundesregierung mit Pauken und Trompeten wieder »offen« gemachten, wenn auch vorher immer »offen« gebliebenen »deutschen Frage«, von dem das Bundesverfassungsgericht 1973 (!) gesagt hat, daß er vorhanden sei, wenn auch seine Präzisierung gänzlich unzeitgemäß sei, »der Territoriaspekt« also, »tritt« sogar »zurück, wenngleich wir völkerrechtlich an ihm festhalten. Ich verhehle nicht,« heißt es weiter bei Herrn Windelen, »daß es uns gewisse Schwierigkeiten bereitet, dies im Ausland verständlich zu machen.« »Im Vordergrund« gehe es um »Freiheit und Selbstbestimmung für unsere Landsleute«. Das war auf einem »deutsch-amerikanischen Seminar« der Zweigstelle der Konrad Adenauer-Stiftung in Washington, zu der Herr Windelen sich selbst eingeladen hatte, um von Amerika aus sprechen zu können. Ist das nun der »Revanchismus« der »Ultras«? Wenn nicht, wer sind die »Ultras«? Wenn ja, wer ist denn kein »Ultra« in dem ganzen Laden der Bundesregierung, mit der man doch am Gesprächstisch zusammenkommen wollte? Sicher ist, daß diese Bundesregierung, die getreulich das Erbe von Helmut Schmidt verwaltet, sich in absehbarer Zeit noch keine Gedanken über die Verfassung eines gesamtdeutschen Staats macht, der vielleicht an Oder und Neiße, vielleicht aber auch östlich davon seine Ostgrenze und dessen Staatsflagge die Farben schwarz-weiß-rot-grün zu zeigen hätte, in dankbarer Erinnerung an unschätzbare Mitarbeit vielleicht mit Hammer und Zirkel in der Gösch geziert.

Mühselige Versuche, durch Aufdröseln der Widersprüche der Zielplanung auf die Spur zu kommen, der der Vorsitzende von drüben aufgesessen ist, weil sie eine langfristige staatliche Bestands- und innere Systemgarantie für die DDR umfaßt, erübrigen sich, wenn man die für die Militär- und Außenpolitik (mit Ausnahme der oben schon genannten unmittelbar ökonomischen Interessen) kompetenteste Auskunftfei bemüht. Das ist die bundeswehroffiziöse und über den Bundesverteidigungsminister bundesregierungsnahe »Europäische Wehrkunde«: »Die gegenwärtige Lage (nach Stationierungsbeginn, H. R.) und die sicherheitspolitische Diskussion (auch mit den von der Friedensbewegung eingebrachten Forderungen nach einem Ausklinken aus der immer schwereren Zeiten entgegensehenden NATO, H. R.)« böten »eine Chance«, schrieb zu Beginn der dröhnenden »deutsch-deutschen« Hochsaison der Oberst i. G. Gerhard Hubatschek (Heft 4/84: Die »deutsche Frage« als ein Kernproblem der Friedensordnung in Europa). »Nie zuvor war es möglich, den Zusammenhang zwischen der Sicherung des Friedens und der Gestaltung der politischen Ordnung in Europa auch unter dem Aspekt der deutschen Frage in der eigenen Öffentlichkeit und im Bündnis so deutlich vor Augen zu führen. Gleichzeitig ... muß im Westen (mit dessen störriger Abwehrhaltung nun endlich Schluß sein muß und beim weiteren Fortschreiten der NATO-Zerrüttung auch Schluß sein kann, H. R.) die Bereitschaft geweckt werden, das leidige Problem der Sicherheit und Friedenserhaltung nicht mehr nur auf der Schiene von Rüstung und Abrüstung, von Spannung und Entspannung, sondern auch durch Änderung der politischen Struktur in Europa zu lösen. Diese Aufgabe wird nicht einfach sein.« Aber »daß sich so etwas wie ein 'nationales Bewußtsein' auch in den Reihen der intellektuellen Linken zu regen beginnt«, daß eine ganze verlorene Generation anscheinend wieder eingefangen werden kann,

ist dem Verfasser doch ein Zeichen der Hoffnung. Da wird es doch auch schließlich möglich sein, »die politische Rolle und die Funktion der geostrategischen Mitte Europas neu zu definieren.« Die »geostrategische Mitte Europas«, das ist das »wiedervereinigte Deutschland«, dem wir uns nun mit Augenmaß nähern. »Der politische Standort eines wiedervereinigten Deutschlands kann und darf (natürlich, H. R.) nicht unter überkommenen Kriterien des 'Neutralismus' definiert werden.« Doch ist natürlich »eine 'Westbindung' in der bisherigen Form der politischen und militärischen Integration ausgeschlossen.«

Da hätten wir's nun also geklärt. Das wird der Vorsitzende von drüben doch bei soviel Entgegenkommen wohl mitmachen. Mitmachen bei der Schaffung der »geostrategischen Mitte Europas«, die identisch ist mit dem nach der Sowjetunion militärisch und politisch stärksten und gottlob deutschen Staat Europas, dem der Westen nicht mehr an den Wagen fahren kann und der nach Osten über alle Gradualisierungen der Anpassung mit sich reden läßt, um der »Wiederherstellung einer unbezweifelbaren Abschreckungs- und Verteidigungsfähigkeit« aus eigenem deutschen Vermögen gegenüber der »sowjetischen Herausforderung« willen.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß solch ein realitätsblinder Unsinn der Feder eines Erwachsenen entfließen kann. Aber was ist das schon, verglichen mit der Deutschland- und Europa-Perspektive des amtierenden Bundeskanzlers, dem auch noch die Träne quillt vor lauter Hochachtung über seinen und den Edelmüt der deutschen Nation, die es doch tatsächlich den anderen nicht übel nimmt, daß sie in den Jahren 1933 bis 1945 »heimgesucht« worden ist (so Herr Kohl bei der diesjährigen Adenauer Memorial Lecture in Oxford). Was dieser Kanzler zum »Tag der Heimat« in Braunschweig am 2. September 1984 als »Politik der Verständigung im Interesse des Friedens« vorgestellt hat, würde auch einem Adenauer die Schamröte ins Gesicht treiben. Das muß man lesen. Ganz, Satz für Satz, Wort für Wort. Es steht im »Bulletin«, Nr. 99 vom 5. September 1984. Da hat er eine ganze Pfanne volllaufen lassen mit dem gesamten ungefilterten Seelenbräu, den das System der staatlich organisierten Unbrauchbarkeit abgesondert hat. Seien wir ihm dankbar dafür, daß er so den drohenden Besuch endgültig verunmöglicht hat. Nicht weniger dankbar sollte Herr Honecker sein, ist es ihm doch erspart geblieben, eine die minima von Normalität nicht respektierende zwischenstaatliche Beziehung in die »konstruktive Zusammenarbeit beider Staaten in einer Verantwortungsgemeinschaft für den Frieden« umzulügen. Aber wir können Herrn Honecker nicht dankbar dafür sein, daß er das in seiner Absage weggelogen hat.

Die Vorstellung ist vorbei. Die Akteure sind verbraucht. Der konzessionierte trouble-maker aus Rumänien wird nichts daran ändern können. Die Luft ist rein. Es kann gelacht werden. — Der gesamtdeutsche Kropf der gerade mit ihrem DDR-Umarmungsversuch gescheiterten BRD-Politik bleibt unamputiert. Die Lernunfähigkeit ihrer Regierenden und ihrer Staatsapparate ist einmal mehr erwiesen. Mit der »offenen deutschen Frage« (die auch die Sozialliberalen nicht geschlossen, sondern nur mit wechselnder Schicklichkeit ein wenig mehr hintangestellt hatten) will sie weiterhin die Festung der Realitäten bezwingen. Allein, aber durch die politische Handhabung von immer mehr Waffen, nachdem sie schon längst alles andere als ein

»Armeemuseum« ist. Das ist gefährlicher denn je zuvor, weil sie nicht einmal davon etwas versteht (um von den weit wichtigeren moralischen und historischen Implikationen zu schweigen). Es ist zum Heulen. Aber vielleicht hält der Abschreckungseffekt, den die bei dem jählings abgebrochenen »deutsch-deutschen« Gegrabsche verbrannten Finger verursacht haben, noch so lange vor, bis die beiden »Supermächte« nach gemeinsamer Besichtigung des nasciturus der »geostrategischen Mitte Europas« deutlicher und mit einigem Nachdruck die ihnen dem nasciturus gegenüber gemeinsamen Interessen formulieren, die zugleich die Pflichten einer ehrlichen, unverquast und das Menschenrecht auf Respektierung des Niveaus alphabetisierter Gesellschaften nicht verletzenden deutschen Verantwortungsgemeinschaft sind. Eine »Koalition der Vernunft«, wer würde sie nicht herbeisehnen? Aber nicht, solange in Deutschland »1984« und somit Unvernunft Vernunft ist.

HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

Den Unternehmern warf Götz vor, die Sozialpartnerschaft aufgekündigt zu haben.

ausblick 9/84 (HBV)

Gerade der Stopppgedanke bietet die Möglichkeit, noch mehr Menschen für den Frieden zu mobilisieren.

UZ, 29.8.84

Und wenn der Autor, wie zu vermuten, die Sozialisierung der Großindustrie als geeignetes Mittel ansieht oder sogar empfiehlt, dann hätte man doch gern ein paar Hinweise gelesen, wie dies auf demokratischem Wege zu bewerkstelligen sei.

Hans-Ulrich Klose über Jörg Heimbrechts »Milliardending« Spiegel Nr. 38/84

Ralf Thenior

Motz

O(h,) de Genever!

Kommen Sie, kommen Sie, Herr Bokmaa, nun zeigen Sie mir einmal, was Sie unter der Kappe tragen, was Sie — mit Verlaub — vermöchten, wenn's um die letzten Dinge geht. Sie haben mir schon einmal, dieser Tage, den Blick ins schwarze Nasenloch des Todes angetan, ich geb' es zu. Nun kommen Sie, nun kommen Sie doch schon, es geht nicht um die Wurst.

Monsieur Waldhelm

Er, in personam, wie er dachte, kam ins Zimmer und streifte die Szenerie mit einem schrägen Blick. Es war nicht so wie immer. Die Telefonschnur, die heute eine dünne Schlange war, ringelte sich um sein Bein und drückte ihm die verdammten Arterien ab, als es klingelte. Oh, nein, sagte Monsieur Waldhelm, keinen Schritt heute vor die Tür, es hat keinen Zweck. WAS soll das heißen, sagte sein Überich. Bist du nicht verpflichtet, für deinen Körper Sorge zu tragen, mit anderen Worten, zur Ertüchtigung deiner Muskeln, Bänder und Glieder einen Beitrag zu leisten? Oh, nein, sagte Monsieur Waldhelm noch einmal, heute nicht. UND wie stellst du dir vor, soll es weitergehn? Ohne dich! Wenn du nicht ein bißchen was für dich tust? Bist du denn ganz und gar von allen guten... Keine Vertraulichkeiten, sagte Monsieur Waldhelm und zog sich die Jacke aus und dann, langsam, die Hose, was bildest du dir überhaupt ein, in einem solchen Ton mit mir zu reden, und legte die Hose, Bügelfalte auf Bügelfalte, über den Stuhl und sich ins Bett.

FANTasysTÜCK

seine Eltern schlugen ihn & er war ein Waisen
kind & der Hund vom Nachbarn hatte ihn jedesmal
in die Wade gebissen wenn er aus der Schule kam
wo er die ganze Zeit in der Ecke gestanden hatte
weil er wie jeden Morgen zu spät gekommen war &
gerade als er seinen Kopf in die Bratröhre legte
hörte er dieses leise Klopfen gegen das Küchen
fenster & aufblickend sah er in der Dunkelheit
einen Drachen in der Luft stehen der ihn mit lei
ser Stimme inständig bat das Märchenreich zu ret
ten denn nur er ein Kind mit reiner Phantasie
vermöchte diese gewaltige Tat zu tun aber das
hatte ihm gerade noch gefehlt er griff ein bereit
liegendes Schlachtermesser & schleuderte es durchs
Fenster daß der Drache Glassplitter in die Au
gen bekam & drei Stockwerke tiefer stürzte weil
das Wurfgeschloß die Fäden durchtrennt hatte an
denen der Drache hing womit die ganze Geschichte
von vorne anfang

Tollhaus mit Schildwache...

...ins Bewußtsein gehoben; das Schild (etwas)
angerostet, ein Barbierbecken eher — verdrossen,
er, ein Schauer von software im Hirn, ohne Mut
maßungen: Mama! Mama! und die Folgen; was
kriecht da am Bein hoch? es ist nur im Kopf,
keine Bewegung, die Unordnung wächst, immer noch
nicht, immer — noch — nicht...

Motz

Beißen Sie da rein oder lassen Sie es sein.
Es ist sowieso im Zickzack gekommen, wie eine
selbstgedrechselte Lebenslüge. Daß Sie sich
nicht täuschen lassen: freischaffend oder schweif
raffend — es ist eine Ungeheuerlichkeit; Niemals,
niemals in dieser, ach, so wirren Zeit, wird
es ein Geblüt geben, das den Edlen von Urpils
das Wasser abschlagen kann — wenn sie kommen
mit Eimern, Kannen und Kanistern, ein Scheppern
und Klappern, ein Gedröhne von lauter Blech

Michael Ben

Was verrät der Verrat?

Notizen beim Lesen von Jorge Semprún

Wer traurig sein will, wird vielleicht mich lesen,
Und er wird denken zwischen meinen Zeilen:
»Ja, traurig ist auch dieser Mensch gewesen.
Kann seine Traurigkeit die meine heilen?«
Wir wollen uns um unsre Gründe fragen
Der Traurigkeit, du Mensch der späteren Zeiten.
Die meinen wird dir die Geschichte sagen,
Die Jahresdaten meiner Traurigkeiten.

Berthold Viertel

*Was liegt daran, ob sie an einer Seuche oder an der Revolution sterben?,
fragt Büchners St. Just die empfindlichen Ohren, die das Wort Blut nicht
wohl vertragen können: Die Schritte der Menschheit sind langsam, man
kann sie nur nach Jahrhunderten zählen, hinter jedem erheben sich die Grä
ber von Generationen. Das Gelangen zu den einfachsten Erfindungen oder
Grundsätzen hat Millionen das Leben gekostet, die auf dem Wege starben.
Ist es denn nicht einfach, daß zu einer Zeit, wo der Gang der Geschichte ra
scher ist, auch mehr Menschen außer Atem kommen? Vor seiner eigenen
Hinrichtung wies St. Just auf die plakatierten Menschenrechte: Und doch
war ich es, der das gemacht hat.*

Sind diese Grundsätze oder die mit ihnen bezeichneten Fakten *das Einfache*,
das schwer zu machen ist? Glauben wir nun an die Fakten — oder müs
sen noch immer die Fakten dran glauben? Und wenn sie tatsächlich nur ein
zelne Teile eines Ganzen spiegeln, eines geschichtlichen Prozesses? Wievie
le humane Möglichkeiten hat jede Revolution dem vorangegangenen Mor
biden abgekämpft, wieviele Leben? Ist das Aufrechnen von verbesserten
Existenzen der jeweils unteren Klasse gegen vernichtete Individuen, die ihre
Klage formulieren und verbreiten konnten, moralisch? Gibt es eine einzige
Moral auf der Basis sich ausschließender Klasseninteressen? Heiligt der
Zweck die Mittel, im Sinne des liberalen Schreckens vor Machiavelli, oder,
wie dieser verstanden sein wollte, muß der Zweck die Mittel *heiligen*?

Wenn die Frage nach der Wahrheit nicht von der Praxis isoliert, also
scholastisch gestellt wird, sondern als Frage nach der gegenständlichen
Wirklichkeit des Denkens, ist sie historisch materialistisch gestellt.

Kommen doch auch der Schwalben
Immer einige doch, ehe der Sommer im Land.
Möge der Zimmermann vom Gipfel des Dach's den Spruch tun:
Wir, so gut es gelang, haben das Unsre getan.

Hölderlin

Jorge Semprún blieb mit seinem Vater, dem Den Haager Handelsattaché der spanischen Republik, während des Bürgerkriegs im Exil. Er wurde 1943 als zwanzigjähriges Mitglied der französischen Résistance nach Buchenwald deportiert. 1954 bis 1963 organisierte Federico Sánchez, so einer der Namen Semprúns als leitender KP-Funktionär, die illegale Arbeit der Kommunisten in Franco-Spanien und wurde 1964 aus seiner Partei ausgeschlossen.

Sein im gleichen Jahr erschienenenes Buchenwald-Buch *Die große Reise* schreibt Semprún in der Manier der *Selbstkritiken* 1980 um — eine Art der Veränderung, die noch zu untersuchen sein wird — zum Buch gegen Gulag und Kommunismus: *Was für ein schöner Sonntag*. Lange vorher war Semprún ein berühmter Drehbuchautor: *Straßen nach Süden* für Joseph Losey; für Alain Resnais *Stavisky* und vor allem *Der Krieg ist aus*, ein Film, der über den Bruch der gewünschten Einheit von gewünschtem Geschichtsverlauf und der Biographie Semprúns, alias Federico Sánchez, im Film Diego, erzählt. Ihn spielt Yves Montand wie auch die Hauptrollen in den für Costa Gavras geschriebenen Büchern zu Z, über Lambrakis und die Installation der Athener Obristen-Junta, und *Das Geständnis* nach Artur Londons Bericht über den Slansky-Prozeß. Mit der Freundschaft zu Yves Montand und dessen Frau Simone Signoret beschäftigt sich ein in diesem Jahr erschiener buchstarker Essay, dessen eigentlicher Inhalt, wie bei allen Texten Semprúns, seine politische Autobiographie ist. Die letzte Kapitelüberschrift, in Abwandlung seines ersten international erfolgreichen Filmtitels, heißt *Der Krieg geht weiter*. Gemeint ist die Errichtung einer *antisowjetischen Volksfront* nach dem Glucksmann-Modell der *neuen nuklearen Hedonisten*.

Ästhetisch imposant, also nicht ohne Kunstfertigkeit, ist die immer wieder kokett reflektierte, antichronologisch-labyrinthische Akrobatik, die über auseinanderliegende Daten, Orte, Figuren einen Gedanken einkreisende Schreibweise aus *Was für ein schöner Sonntag*. In dem 1969 veröffentlichten Spionageroman *Der zweite Tod des Ramón Mercader* (ein Namensvetter des Trotzki-Mörders) ist diese Technik noch konfus, im Montand-Buch von 1984 durch dauernde Selbstplagiate schon zu umständlichem Narzismus verkommen. Aber solch scheinbar weit ausholender und doch manisch nach jeder Runde nur den gleichen Kreis schließender Bewegung, die so tut, als würde sie disparate Erscheinungsformen zum gemeinsamen Wesen versammeln — wenn etwa umstandslos Stalinismus/Kommunismus/Marxismus/Faschismus in Eins gesetzt wird —, entspringt auch die Raffinesse der Drehbücher, der nicht nur durch Rückblenden, sondern auch durch *Vorblenden* verschachtelten Filmgeschichten.

Mit melancholischem Haß und ganz unspanisch protestantischer Wut kanzelt Semprún Bilder und Metaphern als seichte Betrugsmanöver, als politischen Kitsch ab, so daß sich etwa Brechts tausend Augen der Partei ausnehmen wie die tausend Augen des Dr. Mabuse. Soll heißen: wer Bilder braucht, will einen Sachverhalt symbolisieren, weil er ihn nicht erklären

kann oder will. Mit seinen eigenen Bildern, sofern sie nicht als Demonstrationmaterial vorgeführt werden, hat sich Semprún aus den Demagogen-Sünden seiner Vergangenheit ins Private geflüchtet: zu den Leuchtreklamen von Los Angeles, in denen das Licht zirkulierte wie flammendes Blut in den Adern des Universums, zu Inés Bauch, schlank wie ein Maiskolben, ein Gebirgsbach usw.

Wie verirrt sich der grundsätzliche Metaphernfeind in die überladene Sakristei einer kahlen Kathedrale nach dem Bildersturm? Mit der Denunziation von Schwulst ist ein Verdacht geweckt, versteht man die angestrenzte Lustschwärmerei als heimlichen Ersatz für den verlorenen Pomp der politischen Lithurgie. Und wo der Glaube erlischt, entsteht der Renegat (Neu-süss). Allerdings würde aus der Kritik der Schwächen bloß auf ästhetischer Ebene die Schwäche der Kritik an Semprúns politischen Argumenten.

Stalin (der Mann aus Stahl)

Was für ein schöner Sonntag, an dem Semprún in Buchenwald erfährt, die gegen den deutschen Faschismus siegreiche griechische Widerstandsbewegung ELAS sei von den Engländern zerschlagen worden. Er wird sich später fragen, warum Radio Moskau damals kein Wort darüber verloren hatte; ob noch während des Krieges die Einflußsphären aufgeteilt worden sind, — auch die Parteien, die Bewegungen, der Internationalismus?

Er wird in den 70er Jahren bei Schalamow und Solschenitzyn von sowjetischen Kriegsgefangenen lesen, die Buchenwald und die Stalags überlebt hatten und zu Hause als angebliche Verräter zu Tausenden in Straflagern umgekommen sind, während sein alter ego Sánchez die kommunistische Illegalität in Westeuropa als abenteuerlich individuelles Sich-Realisieren genossen hat, und sei es durch den frei ins Auge gefaßten Tod. Er wird sich an den Antisemitismus Stalins erinnern lassen; an dessen These, der Klassenkampf im Sozialismus müsse sich noch verschärfen (*Klasse gegen Klasse*, 1929), und an die Auswirkungen dieser These, die Dezimierung von Partei und Roter Armee nach der Ermordung Kirows, des populären Leningrader Parteisekretärs 1934. Was verrät der Verrat Semprúns über die nicht mehr so eindeutige Bedeutung des Blutes für das Rot der Fahne?

Aber ich ließ mich nicht beirren durch den ungarischen Schauprozeß gegen Laszlo Rajk, durch den Schauprozeß in der CSSR 1952 gegen Rudolf Slansky, Artur London, Husak, Geminder, gegen den Münzenberg-Mitarbeiter und Autor des anonym erschienenen *Braunbuchs*, Otto Katz, und andere. Unter Anklage stand auch der stellvertretende Generalsekretär der tschechischen KP, Josef Frank, der gezwungen wurde, sich selbst zu verleumden als Gestapospitzel in der anderen Haft, 7 Jahre früher, als er zur internationalen Parteileitung gehört hatte, die kurz vor der amerikanischen Besetzung die einzige Selbstbefreiung eines KZ's organisieren konnte. Semprún kannte Frank aus gemeinsamer Arbeit in der Buchenwalder Statistik, kannte seine Unschuld und schwieg. Die Angeklagten wurden aufgehängt, ihre Asche auf einer verschneiten Straße vor Prag in den Wind gestreut. Sie sollten nicht nur aus dem Leben, sie sollten aus dem Gedächtnis gestrichen sein.

Was ist denn das, die Metaphysik? examiniert der sich in der brüderlichen Welt der Genossen im KZ nicht gänzlich aufgenommen fühlende Intellektuelle Semprún einen Mithäftling: *Es ist das Gegenteil von Dialektik. Aber was ist das, die Dialektik? Das ist die Kunst und die Methode, immer auf die Beine zu fallen. Ich nickte, das ist keine schlechte Definition. Die Kunst und die Methode, den Lauf der Dinge zu rechtfertigen, gewiß. Man kann Semprún mangelhafte philosophische Kenntnisse unterstellen, es aber auch lassen und solche Stellen als Polemik gegen den praktischen Sophismus einer politischen Praxis und ihre Verschleierungs-Sprachregelungen lesen: Verstoß gegen sozialistische Gesetzmäßigkeit, Personenkult usw. Nach Schalamows Kolyma — Insel im Archipel ist die Rede (bzw. das Schweigen) von den abgeschnittenen Köpfen geflohener Bauern, die zur Abschreckung vor der Kommandantura aufgereiht wurden.*

Beispiele zum Zweck der Gleichsetzung von Faschismus und Stalinismus, die sich auch in der Selbstkritik des Nichts-gewußt-haben-wollens wiederfindet. Die seitenverkehrte Vereinfachung liegt in Carrillos von Semprún zitiertem Vorwurf, solche Erinnerungen seien ein für junge Genossen uninteressanter, krankhafter Buß- und Reuezwang: *In dieser Vergangenheit zu wühlen ist kleinbürgerlicher Intellektuellenmasochismus.*

Wie ein Saatkorn ist die Hoffnung aufgegangen.
Wird sich nun der Traum erfüllen
Derer, die ihr Leben gaben
Für das kaum erträumte Glück:
Leben ohne Angst zu haben.

XX. Parteitag, nach Helmut Richter

Es versteht sich, daß aus den von Semprún vorgeführten Fakten ohne die ihnen widersprechenden eine Annäherung an Geschichte nicht möglich ist — sowenig, wie durch die umgekehrte Auswahl —, daß Fakten mehr oder weniger vollständiges Material sind, sonst nichts.

Sich darauf einzulassen erübrigt sich nicht durch die Einlassungen der anderen Seite. Semprún insistiert auf dem Fakt der sibirischen Massengräber. *Wer den Plan nicht einhält, ist ein konterrevolutionärer Verbrecher. Der Fünfjahresplan war genauso mordlustig wie Oberst Garanin. Übrigens kam der eine nicht ohne den anderen aus. Was mit Marx' barbarischer Maßlosigkeit des richtigen Denkens angefangen habe, führe über die Oktoberrevolution konsequent in die tödliche und eisige Dialektik der großen Steuermänner. Nachdem also mit Lenins Meisterleistung von 1917 die schwindelerregendste lyrische Illusion der modernen Geschichte ins Leben gerufen worden sei, hat Semprún nun zu beweisen, daß sich auch nach Stalin nichts geändert hat und nichts ändern kann.*

Es lebe das größte Genie der Menschheit, der Herr und Gebieter, der uns siegreich zum Kommunismus geführt hat, unser lieber Stalin — so endete 1939 eine Rede Chruschtschows, dessen Staatsstreich von 1956 nur die Opposition der alten Stalinschen Gruppen um Molotow und Kaganowitsch

hätte brechen sollen. Der Geheimbericht auf dem XX. Parteitag sei von den kommunistischen Parteien zunächst heftig als imperialistische Ente bestritten, später wegen seiner himmelschreienden Unzulänglichkeiten kritisiert worden. Auch Chruschtschows Fortsetzung der Stalin-Kritik zwei Parteitage später mit Zitaten aus Solschenitzyns Erzählung *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* sei nur Pragmatismus zur Beruhigung des Apparates gewesen, während der Text doch einer ganz anderen Perspektive diene und der russischen Revolution ihre Bedeutung als historische Katastrophe wiedergab. Von dem, was anders geworden ist mit und vor allem nach Chruschtschow ist inzwischen einiges bekannt. Ist es nur das Ausradieren der eigenen Biographie, 30 Jahre nach Stalins Tod zu behaupten, er habe das siebentorige Theben gebaut? — oder die Grundlage der von Semprún immer wieder bewunderten Haltung Solschenitzyns: *Kommunismus kann nicht verbessert werden. Er kann nur ausgerottet werden.* (Die Welt, 15.1.83)

1956, schreibt Semprún, habe er keine Sekunde an der Echtheit des Geheimberichts gezweifelt. Und genügte es nicht, daß er wahr war? Das war zu Beginn der führenden Parteilätigkeit von Federico Sánchez. Unerträglich schien ihm später, was im historischen Gewimmel von Despoten nicht aufgeht: *in der abwegigen und tödlichen Spaltung des moralischen und theoretischen Bewußtseins gelebt zu haben.*

Realitätsverluste

Kommunistisches Gedächtnis ist im Grunde keins, denn es speichert die Vergangenheit nicht, sondern es zensiert sie. Das Gedächtnis kommunistischer Funktionäre funktioniert pragmatisch, auf die momentanen politischen Interessen und Ziele abgestimmt. Es ist kein historisches, kein Zeugengedächtnis, sondern ein ideologisches Gedächtnis. Was das Politbüromitglied Sánchez geglaubt hatte, bevor er und Fernando Claudín 1964 aus der Presse von ihrem Parteiausschluß erfahren sollten, beschreibt Semprún als *magisch, mythische Heilslehre, als geisterhafte Hoffnung, die immer unmittelbar bevorstehende Aktion vielleicht herbeizuzaubern*, beschreibt es so, daß sich Erinnerung an die notgedrungen verschobenen Weltuntergänge der Zeugen Jehovas einstellt.

Die Idee einer kollektiven, also zwangsläufig organisierten und institutionalisierten Praxis, die in der Lage wäre, sich selbständig in Frage zu stellen, sei selbst für den denkbar lockersten Organisationstyp ein frommer Wunsch. Jede vom Marxismus inspirierte kämpferische Organisation produziere die Illusion eines dialektischen Austausches von Theorie und Praxis.

Die einzige als realitätsgerecht vorgestellte Phase der spanischen Parteiarbeit wird ironischerweise auf Stalin zurückgeführt, der 1948 geraten hatte, die Guerillaverbände und die Untergrundgewerkschaften aufzulösen und in den offiziellen Zwangsgewerkschaften zu arbeiten. In *Basta!* schreibt General Líster, einer der damaligen KP-Führer, der später gegen die eurokommunistische Linie eine Parteispaltung versucht hat, diese Änderung der Linie sei von der Parteiführung so dargestellt worden, *als hätten*

wir die Änderungen eingeführt, nicht weil wir eine falsche Politik betrieben hätten, sondern weil die Situation eine andere geworden sei.

Die einzige Leistung, die Semprún der Gruppe um Carrillo zubilligt, ist die, ihre eigenen Irrtümer überlebt zu haben — im Gegensatz zu vielen einfachen Genossen, deren *umsonst vergossenes Blut nur den Acker von Kundgebungsrednern düngt*. In den fast vier Jahrzehnten Franco-Faschismus sei dessen nur noch Wochen bevorstehender Sturz alle zwei Monate auf die Tagesordnung gesetzt worden, mal *politischer Generalstreik* genannt, mal *friedlicher nationaler Streik*, mal *nationale demokratische Aktion*, um dann die jeweilige opferreiche Erfolglosigkeit zum *ständigen objektiven Reifeprozess zu erklären* — eine Politik, die zwischen *extremstem Triumphalismus und haltlosestem Opportunismus hin und her schwankte*.

Der Stalinische Einfluß auf die KPD-Politik der vergleichbaren Zeit in den 50er Jahren bewirkte ihre nicht klassenmäßige, *dumme Argumentationskette* z. B. zur Oder-Neiße-Grenze, die mit dem polnischen Piastensaat des 12. Jahrhunderts begründet wurde — so Günter Judicks Ausführungen in *Marxismus und nationale Frage*, 1984 von der Wuppertaler Marx-Engels-Stiftung veröffentlicht. Infolge derart skurriler Ableitungen blieb die Arbeit in den Flüchtlings- und Umsiedlerorganisationen den Revanchisten und ihrer Rückeroberungspropaganda überlassen, während die kommunistische Wiedervereinigungsforderung auf der illusionären Voraussetzung vom *revolutionären Sturz des Adenauer-Regimes* (1952) basierte. Die Ursache der Realitätsverluste sei die Übernahme von Stalins Thesen in seinen letzten Arbeiten gewesen, *daß sich der Kapitalismus nicht wieder erholen könnte, daß folglich rasch eine Zuspitzung der Klassenkampfbedingungen in unserem Land erfolgen müsse*. Stalins *Marxismus und die nationale Frage* von 1913 lieferte das Ableitungsmuster, mit dem die KPD noch von *Kolonialisierung der BRD à la Morgenthau* sprach, als Marshallplan und ein die Besatzungskosten weit übersteigender Kapitalzufluß die BRD längst zum *Juniorpartner der USA* gemacht hatten, während die DDR bis 1954 19 Milliarden Mark Reparationen zu zahlen hatte — für ganz Deutschland.

Politik, die am Bewußtsein der Massen und ihrer praktischen Erfahrung vorbeiredete, vergleicht Semprún mit ihrem Ergebnis, nicht mit den Gefängnisjahren der Parteiführung oder bloßen Beschwörungen der Wirklichkeit: *Konkret ein Zauberwort, das Schatten vertreibt und Perspektiven erhellt. Konkret und hier und jetzt. Das Konkrete diene fast immer dazu, sich ein winziges Aktionsfeld aus der Wirklichkeit herauszuschneiden und darauf, losgelöst von jedem Zusammenhang, jedem Ganzen und jedem sonstigen Drum und Dran pragmatisch zu agieren. Das Konkrete wurde, statt Resultat der Verallgemeinerung vieler vieldeutiger und oft sogar widersprüchlicher Seiten der Wirklichkeit zu sein, zur rein rhetorischen Floskel, zum bloßen Vorwand, die Probleme vereinzelt und abgeschnitten von jeder strategischen Gesamtschau anzugehen. Kurz, das Konkrete wurde zur Gefühlssache, zum Leben in den Tag hinein, wie es gerade kommt und komme was da wolle, zum gute Miene zum bösen Spiel und aus der Not eine Tugend machen.*

Was auch ohne ihn blüht,
Preist er künftigen Glückes gewiß.

Stefan Hermlin

Auf einem böhmischen Schloß findet der Politbüro-Streit statt, der dem Ausschluß von Sánchez und Claudín vorausgeht. Beide widersprachen nach Semprúns Darstellung der Carrillo-Mehrheit, die für unmöglich gehalten habe, daß nach Franco eine bürgerlich-demokratische Ordnung wie in anderen kapitalistischen Ländern ohne Änderung des Gesellschaftssystems kommen könnte. Beide prognostizierten keine revolutionäre Situation, sondern nur den bevorstehenden Formwechsel kapitalistischer Herrschaft. Die verbesserte wirtschaftliche Lage der Massen sei zwar Ergebnis ihres Kampfes, aber auch der praktischen Möglichkeiten der Bourgeoisie, Zugeständnisse zu machen, was den Kampf einerseits ansporne, andererseits aber auch dazu beitragen könne, daß er sich nicht ausweitet, die Bourgeoisie also größeren politischen Spielraum habe.

Auf merkwürdige Weise anerkennt ein anderes ZK-Mitglied, Semprún zufolge, die Ansicht von Semprún/Sánchez und Claudín, der Monopolkapitalismus habe noch enorme Kräfte zur Verlängerung seiner Herrschaft. Das eben zeige sich nicht an den Wachstumsraten, sondern daran, daß er solche Gedanken in den Köpfen der beiden Angeklagten hervorrufen könne. Einschätzungen müßten wohl auf der *Wirklichkeit* fußen, *uns dabei aber auf direktestem Wege zur Durchsetzung unserer Ziele führen*. Die beiden Abweichler seien auf der Flucht vor dem Subjektivismus dem Objektivismus erlegen. Vier Jahre später, nach der Invasion in der CSSR, findet Semprún seine als revisionistisch und kapitulatorisch verurteilten Positionen bei Carrillo wieder in *typisch stalinistischer* Entstellung der *am offensten reformistischen, beschränkten* Strategie des Eurokommunismus in der *Figur eines pragmatischen Rechts-, Links- und Zentrumsopportunisten, je nachdem, woher der Wind weht*. 68 feiert die Linke in Paris und andernorts Z von Gavras und Semprún: *überall war alles voller Revolutionäre. Aber es gab keine Revolution.*

Nichts gibt's, was würdig wäre deiner Bemühungen,
Und keinen Seufzer verdient die Erde.
Schmerz und Langeweile sind unser Los
Und Schmutz die Welt, nichts anderes,
Beruhige dich.

Giacomo Leopardi

Ich wußte genau, daß es die Massen sind, die Geschichte machen! Man hatte es mir eingehämmert — in schneidenden und schrillen, ja zuweilen sogar vernichtenden Tönen, in den Augenblicken der großen Bündnisse..., daß die Massen Geschichte machen, ja noch besser, ihre Geschichte, daß ich mir schließlich diese Eselei selbst einhämmerte, um so zu tun, als glaubte ich an die protzige Dummheit. In den Tagen der Desillusion oder einfacher, der ideologischen Raffinesse, konnte ich mich immer an eine wesentlich weniger mißbrauchte, weniger siegesgewisse Formulierung von Marx klammern, laut der die Menschen ihre Geschichte machen, aber die Geschichte, die sie machen, nicht kennen. Das bedeutet unverblümt, für den, der Ohren

hat zu hören, daß die Menschen nicht die Geschichte machen, die sie wollen, die sie wünschen, die sie erträumen und die sie zu machen glauben.

Die Massen machen vielleicht Geschichte, aber sie können sie bestimmt nicht erzählen. Es sind die dominierenden Minderheiten — die man auf der Linken 'Avantgardisten' und auf der Rechten, ja sogar im Zentrum, 'natürliche Eliten' nennt — die die Geschichte erzählen. Und die sie nach Bedarf neu schreiben.

Ganz abgesehen von der Schwierigkeit, Semprúns nach dem jeweiligen Argumentationsbedarf umfrisierte Wahrheit über sein Damaskus zu rekonstruieren — der Seitenwechsel findet, verteilt über drei verschiedene Schriften, zehnmal zwischen 1952 und 1969 und immer erstmalig statt — garantiert der Semprúnische Stolz, zu den Erzählern der Geschichte zu gehören, nicht für die Güte seiner Wahrheit: *Die Wahrheit enthüllt sich plötzlich. Es ist irgendwie ein ideologischer Donnerschlag. Aber es gibt auch Augenblicke der Fülle, in denen die Wahrheit nicht wie der Donner donnert, nicht wie der Blitz blitzt* und so weiter im verquast metaphorischen Ersatz wirklicher Wahrheit und Dichtung.

Am 16.4.1921 stand in der Roten Fahne unter der Überschrift *Paul Levi aus der Partei ausgeschlossen*, mit ihm *überwindet die kommunistische Bewegung einen Teil ihrer eigenen Vergangenheit. Ein Führer von hohen und glänzenden Gaben ist es, von dem man sich trennt*. Bei den kommunistischen Parteien der letzten Jahrzehnte sind solche Würdigungen nicht gerade die Regel, bestenfalls die Ausnahme für hohe Gewerkschaftsfunktionäre wie Willi Bleicher. Wo aber der Renegat als Lehrer vorgestellt wird, da umgekehrt nun auch der guten Ordnung halber der Dissident als dissidentisch.

Semprúns Wechsel auf die reaktionäre Seite hat krasse Dummheiten zur Folge: auf einmal erscheint es ihm in der *wenigstens demokratischen* Welt: *hätte undenkbar, daß die Vereinigten Staaten ihre VI. Flotte losschicken*, um Verbündete gegen deren Völker zu schützen; *ein Polizeichef kann uns niemals, unter keinem Regime, lieber sein als ein Schriftsteller*; jetzt gilt für CIA und Tupamaros in dieser Reihenfolge: *besser ein böses Opfer, als ein guter Henker*. Vermutlich würde Semprún heute den Greueln Robespierres die feudale Idylle 30jähriger Kriege, der Leibeigenen, Hungersnöte und Kreuzzüge gegen das Böse entgegenhalten.

Man hat schon gesehen, daß Semprún die Deformation der Macht unter Stalin mit faschistischer Herrschaft gleichsetzt, ohne noch nach sozialem Inhalt und den Eigengesetzlichkeiten ihrer Entwicklung zu fragen, etwa danach, wie sich eine aus und über der revolutionären Gesellschaft entstandene Bürokratie entwickelt, die nach wie vor revolutionäre Befreiungstheorie verbreitet — im Gegensatz zu einem Terrorsystem der alten Klasse.

Schuld ist für Semprún fast immer die Schuld der Partei an ihren verführten Mitgliedern. Selbst im KZ, scheint ihm, hat sie die normalen Strafgefangenen in einem hinterhältigen und blutigen Kampf eliminiert, um die Schlüsselstellungen der Verwaltung zu übernehmen. So können die bestechlichen und nichtstuerischen SS-Offiziere sich ihrem großen Handel und ihren kleinen Schweinereien widmen. Diese Beschreibung des Kampfes der politischen Häftlinge mit den von der SS gegen sie ausgespielten kriminellen KAPOs stellt jeden Stalinschen Staatsanwalt außer Konkurrenz.

Selbstverständlich erscheint dann auch jedes sowjetische Gefängnis, jeder dortige Zwang zur Arbeit schon als KZ, was mit einem Wort von Dscherschinski von 1919 bewiesen wird, das als Konzentrationslager zu übersetzen Semprún sich nach allem inzwischen Geschehenen die westliche Freiheit nimmt. Wer wollte behaupten, die Lager seit den 30er Jahren hätten nach Makarenko funktioniert. Nur gehört zum redlichen Denken wesentlich das Begreifen von Unterschieden.

Angesichts des Elends dieser Erde, das sich in den *Schiffbrüchigen des realen Sozialismus* konzentrierte, läßt sich Semprún bei jeder antikommunistischen Gelegenheit mobilisieren wie Pierre Bourdieu, Foucault und die halbe Weiße Reihe von Suhrkamp. Lothar Beier erinnert an die Manier *des älteren Cato, der sich in Form und Inhalt auch nicht verausgabt hat, wenn das Stichwort Karthago fiel*. Der monotone Verweis auf die östlichen Horden des Dschingis Khan, gegen den alle freien Lohnarbeiter von den motorisierten Pflugscharen an die nuklearen Schwerter gerufen werden, bevor die *Syphilis des Leninismus* sie erwischt, ist der *dernier cri* der französischen Krankheit.

Man könne voraussagen, daß die sowjetische Außenpolitik, sofern wir sie in den kommenden Jahren überlebten, schreibt Semprún 1981, mit Sicherheit weitere Gründe für eine Bewußtwerdung liefern würde. Noch werde durch Illusionen über den Nutzen des Gleichgewichts und die sowjetische Unterstützung von Bewegungen der Dritten Welt fortwährend die Diskussion vergiftet bzw. beendet, bevor sie begonnen habe, Folge der westlichen *Staatsraison einer Entspannungspolitik*. Für die Veränderung der Stellung des Arbeiters sei nicht die Barbarei eines Pinochet, der Niedergang der lothringischen Stahlindustrie oder die Machtentfaltung Reagans fundamental, sondern die Haltung der UdSSR und der kommunistischen Parteien. Die nichtantagonistischen Widersprüche entdeckt Semprún heute in den westlichen Demokratien, deren fortwährende, erneuernde Konflikte anerkannt werden müßten, statt auf deren ohnedies illusorische Überwindung oder totalitäre Aufhebung zu setzen.

...als segnest

Du eine Freude mir, wie einst, und irrst.

Hölderlin

Eines allerdings muß klar sein, schreibt Semprún im *Freibeuter* unter der kuriosen Überschrift *Links bleiben* 1981: *Für ein linkes Denken heißt verurteilen: kämpfen!* Auch bei Marx fänden sich einige Themen und Anregungen, die helfen könnten, den Marxismus über Bord zu werfen. Jedenfalls seien die westlichen Klassenkämpfe *Galadiner* im Vergleich zu dem Terror, der bereits in der falschen Marxschen Vorstellung von der universalen Klasse wurzele, die den Marxismus zur materiellen Macht gemacht habe. Wegen seiner Erkenntnisse über die *Produktionsmechanismen des Mehrwerts*, ein Gebiet, auf dem der Marxismus unersetzlich ist, wären wir keine Marxisten geworden. Wir wären Professoren geworden. Der tiefe Un-Sinn des Marxismus, der konzipiert wurde als Theorie einer universalen revolutionären Praxis, ist unser Lebenssinn gewesen. Meiner jedenfalls. Ich habe also keinen Lebenssinn mehr. Ich lebe ohne Sinn. Er fühlt sich einsam im Sattel, seit sein Pferd tot ist.

Die Gemeinde

Kein Heil außerhalb der Kirche! Zu Zeiten, in denen der Parteigeist noch als absoluter in Semprún gespenstert hat, in den Tagen des Slansky-Prozesses schien ihm, *man dürfte deswegen die Partei nicht verlassen*. Tatsächlich ging es nicht um verlassen, sondern darum, ob ein Kommunist außerhalb des Stalinschen Zugriffs im Westen die Wahrheit, die oft zitierte, wagt, schlimmstenfalls seinen Ausschluß riskiert, damit aber dessen Geschäftsgrundlage verändern hilft. *Wir sagten, daß es besser sei, sich mit der Partei zu irren, als außerhalb von ihr oder gegen sie recht zu haben. Denn die Partei verkörperte die globale Wahrheit, die historische Vernunft. Ein Irrtum der Partei könne nur partiell und vorübergehend sein. Der Lauf der Geschichte selbst würde ihn korrigieren.* Handelnde Subjekte sind demnach *die Partei bzw. der Lauf der Geschichte*. Fürnbergs Ministranten-Kürzel *Die Partei hat immer recht* bekam Semprún zum letzten und abschließenden Mal von Carrillo 1964 zu hören, als er zunächst aus der Leitung der Partei verstoßen wurde.

Was ist eigentlich der Wahn am Verfolgungswahn, hat sich Fritz Kortner einmal gefragt, am Verfolgungswahn des Verfolgten? Semprún erzählt, daß bei der Parteiverhandlung gegen Claudín und ihn Irene Falcón in Tränen ausbrach, als die Ermordung Franks zur Sprache kam. Sie war die Freundin des Funktionärs Geminder gewesen, der zusammen mit Slansky, Frank und den anderen umgebracht wurde. Zwölf Jahre später gab sie schriftlich ihre Zustimmung zu dem Ausschluß von Sánchez und Claudín: *Gerade dank der großen schmerzlichen Lehren, die der XX. und XXI. Parteitag der KPdSU aus der Zeit des Kultes gezogen haben, haben wir uns vom blinden unwissenschaftlichen Glauben freigemacht und wurde der Glaube in uns bestärkt, den Marx gemeint hat, als er davon sprach, daß die Kommunisten 'den Himmel zu erstürmen' vermögen. Gemeint ist Marx' poetische Bezeichnung Himmelstürmer für die Pariser Kommunisten. Wenn dieser Glaube in uns erkaltet, wenn man zu zweifeln beginnt — für Marx bekanntlich die Voraussetzung jeder Kritik am Bestehenden — wenn man zum Skeptiker wird, ist das der Anfang vom Ende eines Kommunisten.*

Den nicht anwesenden ZK-Mitgliedern wurde, nach Semprúns Darstellung, zur Entscheidung Carrillos Kurzfassung der Verhandlung vorgelegt bzw. mündlich weitergegeben. Bei Lenin findet Semprún den Artikel *Zur Krise der Partei*, demzufolge *notwendig alle Mitglieder* solche Streitfragen zu studieren und zu berücksichtigen hätten, daß das *Wesen der Meinungsverschiedenheiten* sich im *Verlauf des Kampfes* entfaltet, konkretisiert, wobei sich die Zusammensetzung und die Position der Kämpfenden zu meist ändere. Unbedingt seien äußerst genaue, der Nachprüfung von allen Seiten zugängliche Dokumente erforderlich, schreibt Lenin: *Wer aufs Wort glaubt, ist ein hoffnungsloser Idiot, den man mit einer Handbewegung abtut.*

Und daß mir auch, wie andern, eine bleibende
Stätte sei, sei du, Gesang, mein freundlich Asyl.
Hölderlin

Die Schlußfolgerung des in anderem Zusammenhang angeführten Paul-Levi-Artikels der *Roten Fahne*, der übrigens von Thalheimer stammt, beschreibt die Wunschpersönlichkeit nach Art der Klosterordnung spartanisch: *Levi war aber ein Führer, der nicht so mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele restlos aufgegangen wäre in der Sache, der er diente, d. h. mehr als das Leben, es heißt, die eigene Persönlichkeit der Partei hingeben. Mit Paul Levi trennt sich die Partei nicht nur von einem einzelnen Führer, sondern von der Vergangenheit einer Kampfdisziplin, die nicht straff genug war. Mit dieser Trennung verpflichtet sie sich zum eisernen Gesetz der Disziplin oben wie unten, das den schweren Stürmen, die vor ihr stehn, gewachsen ist.*

Semprúns Kritik kommunistischer Theologie, die *nur noch Niederlage an Niederlage reiht*, macht sich u. a. an einer Variante Castros fest, der die Partei preist, weil in ihr *unser Individualismus verschwindet*, gelernt wird, in *kollektiven Begriffen* zu denken, weil sich in ihr *jeder von uns zu einem uneigennütigen Soldaten* entwickelt, kurz, weil die Partei alles verkörpert: Geschichte, Volk, Zukunft. Daß die Partei *nicht Zweck, sondern lediglich Mittel sein kann, konjunkturabhängiges, also wandelbares Instrument der revolutionären Bewegung*, setzt Semprún, dem Leninschen Parteiverständnis sehr ähnlich, dagegen. Dann beklagt er, daß die Partei historisch über lange Zyklen und alle objektiven Schwierigkeiten hinweg fortbesteht, daß die einerseits so notwendige Permanenz Quelle von Routine- und Ritualverhalten, Denkfaulheit und Autoritätshörigkeit wird; daß die Partei zwar unentbehrlich sei, um die Machtfrage zu stellen, andererseits aber einengend und entfremdend wirke; daß sie Politik als gesonderte Sphäre über die Gesellschaft stülpe und sich als selbstständige Vermittlung zwischen Individuen und Gesellschaft schiebe, obwohl die kommunistische Revolution die Politik zu negieren habe. Wenn das utopisch sei, dann solle man eben ehrlicherweise von kommunistischer Revolution nicht mehr reden. — Wir wollen alles und das sofort, also nichts, was nicht verschenkt wird.

Selbstverständlich werden die dunkelsten Seiten der eigenen Geschichte von Feinden feindlich geschrieben, um die Notwendigkeit der Kapitulation abzuleiten. Dennoch ist die übliche Entgegnung, es handele sich bestenfalls um das Einzelne, nicht aber um das Besondere und schon gar nicht um das Allgemeine, selbstmörderisch. Was Lukács den *Fatalismus der Fakten* nannte, ist wichtig für die Analyse der Fakten, niemals ein Argument gegen die Fakten selbst, auf die zu verzichten das Credo jeden Aberglaubens ausmacht.

Gegen den Vorwurf, er habe den Glauben an den *unausweichlichen Sieg des Kommunismus* verloren, fragt Semprún: *Aber wer glaubt denn überhaupt, daß er unausweichlich ist? Ein Marxist jedenfalls nicht. Das einzige Unausweichliche für den Marxismus ist der Klassenkampf, aber weder die Formen noch die Resultate dieses Kampfes stehen als 'unausweichlich' in irgendeiner heiligen Schrift. Gerade weil der Kommunismus eben nicht unausweichlich siegt, ist die Organisation des Proletariats ja notwendig.* Dementsprechend sieht Semprún in dem Vorwurf, er wolle die Partei verändern oder beseitigen, Verstandesschwäche und die Unfähigkeit, Sprache als logisch strukturiertes Ganzes zu handhaben, denn umgekehrt könne nur blinder Glaube an die Unvermeidbarkeit des Kommunismus erklären, daß

jemand die Existenz einer proletarischen Partei nicht mehr als notwendig erachte.

Daß Semprún in Auseinandersetzung mit der Zukunft, die er hinter sich hat, permanent Widersprüche in sich abliefern, daß er mit marxistischem Anspruch Kommunisten auf die andere Seite zu ziehen versucht, ist so lange kaum von Belang, solange die Auseinandersetzung von Belang und der Widerspruch erkennbar bleibt, solange sein Verrat den Verratenen etwas verrät.

In seiner Fülle ruht der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub, und der Hain ist rot
Vom Obst, wenn schon der holden Blüten
Manche der Erde zum Danke fielen.

Hölderlin

Wolfgang Koeppen hat Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands* u. a. ein Pamphlet gegen die sozialistische Unfähigkeit zu trauern genannt. Semprún bewegt sich weder ästhetisch, noch historisch-politisch auf der gleichen Höhe. Dafür ist er ein Feind, der sich ohne jede Gefälligkeit auf seine Erfahrungen mit den kommunistischen Parteien des Westens und dem realen Sozialismus der letzten Jahrzehnte beruft und sich doch nicht in der Gemeinheit eines Enttäuschten erschöpft, dem die *Macht der Gewehrläufe in die Sprache* gerät. Sein zerstörter Glauben wie der von Manès Sperber, Arthur Koestler u. v. a. kann helfen, den Glauben zu zerstören; helfen, das Vertrauen — das sich bekanntlich dadurch erschöpft, daß es in Anspruch genommen wird (Brecht) — auf den marxistischen Anspruch wissenschaftlicher Weltanschauung und Veränderung zu verweisen; darauf, daß ein historischer Materialismus mit seinen Renegaten nicht ungestraft gemein haben kann, zu den geschichtlichen Klötzen am Bein die Beine zu verlieren — wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen.

Semprún ist kein vom Kommunismus über das Christentum zum Islam geratener Garaudy, kein zum sozialliberalen Denkwebel konvertierter Löwenthal oder Leonhard und schon gar kein Neolithikum-Verfechter wie Bahro. *Wenn ich jemandem alles verziehen habe, dann ist er für mich erledigt*, sagte Freud. Unverzeihliches Material liefert Semprún Text für Text den Gläubigen und den Pragmatischen, die, wenn sie gerade auf der euphorisierenden Welle politischer Erfolge schwimmen und sonst erst recht, lieber nett zu sich selber sind. *Toleranz ist ein Beweis des Mißtrauens gegen ein eigenes Ideal* (Nietzsche).

Gott sei Dank bin ich nicht so wie jener? — ja, aber warum nicht? Mit ganz unchristlicher Feindesliebe gefragt, *warum wird so einer Renegat?* Tabus sind die gefährlichsten Lügen und die tiefsten Löcher. Wer ihnen jahrzehntelang auszuweichen glaubt, ist schon hinein gefallen. Ob er wie Semprún wieder rauskommt oder mit schleißigem Optimismus, ist eine andere Frage.

Die katholische Kirche hat Luther nur als Ausgeburt des Teufels dargestellt, nicht verschwiegen und vergessen. Der magische Akt der Nichterwähnung ehemaliger Genossen ist nicht einmal opportun, geschweige denn nützlich.

Der Renegat als Stalinist

Im übertragenen Sinne hat Semprún den Eispickel mitgenommen, den Trotzki's Mörder Ramón Mercader benutzt hat — nicht so, wie die zu einem gewissen Standardrepertoire gehörende Überlegung nahelegt, es gäbe *immer noch mehr Eispickel als Trotzlisten*, sondern so, wie Isaac Deutscher in seiner Stalin-Biographie dessen *halbgebildete* Auffassung vom Marxismus als einer *Art arbeitssparender Denkmachine* beschreibt, *die leicht zu bedienen und fabelhaft wirksam war*. Entsprechend erbittert sei Stalin über Lenins Abmeldung in die Pariser Bibliotheken gewesen, in denen *Materialismus und Empiriekritizismus* entstanden ist. Manche vergessen auch nur *allzu leicht, daß eine sachliche und scheinbar unpraktische Forschungsarbeit eines Tages Ergebnisse zeitigen kann, die den ganzen Apparat dann leicht veraltet erscheinen lassen*.

Der Statik des Apparats entspricht die lediglich gewendete Statik der Existenz Semprúns, die hysterische Dynamik seiner Schreibweise, die das immer Gleiche in immer neuen Exkursen ansetzt und hektisch auf der Stelle tritt bei dem hilflosen Versuch, sich selbst zu überholen ohne sich einzuholen.

Der Propagandist aktiver Hoffnungslosigkeit, *weder lindernd noch leninistisch*, bezeichnet sich gleichzeitig als einen von trügerischen Lebenskonstruktionen Gelandeweilten, *weil das Leben keinen Anfang und kein Ende hat* — da trägt ihn die Erinnerung an früher Gelerntes, denn das eigene Leben hat auch bei Marxisten Anfang und Ende —, weil es *nur Leitsätze und Ziele* hätte. Hätte er dies bei anderen gelesen, wäre Semprún dergleichen Weisheit sicherlich als Metaphysik der Fünfjahrespläne und Parteitagsglosungen erschienen. Der antistalinistische Anspruch auf universelle Gültigkeit solcher Sätzchen erinnert an die Geschichte vom Hasen und vom Igel. Der Kritisierende kritisiert mit den entweihten Mitteln des zu Kritisierenden und findet sich neben dem Ausgangspunkt wieder. *Keine andere geschichtliche Möglichkeit von dieser Größenordnung wird je reifen*, je, niemals, immer, gestern, heute, morgen, Amen. *Nur Stumpfhirne sehen Alleinmöglichkeiten*, schrieb Alfred Kerr.

Der Verlust der kritischen Fähigkeit, sich die eigene Geschichte einzugehen — notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung jeder möglichen Strategie — gehört zur Stalinschen Methode wie die abschließenden Aussagen über einen Sozialismus, dem der Motor der Widersprüche ausgebaut werden sollte. Stalinismus in diesem Sinne ist eben nicht nur Terror, sondern bürokratische Harmoniesucht — durchaus ein Pendant zum Apparat des liberalen Demokratismus.

Als reaktionäre Seite stalinistischer Gewißheit erscheint der Renegat: naheliegende Potenz der Nicht-Änderung, der immer unterwegs, nie weiterkommt, seine Geschichte nicht zu Ende gehen kann, dem nicht nur die Eitelkeit verletzt ist, und dem der Haß auf die eigenen Leute die entgegengesetzte Partei aufzwingt. Wie der vorgebliche Seelenretter im Hafenviertel schreibt Semprún, trotz der als sinn- und perspektivlos erkannten Furcht historischer Folgenlosigkeit: die heute in eine KP eintretenden jungen Revolutionäre könnten seine Erfahrungen für tote Hunde halten oder gar meinen, die Partei ändern zu können: *Sie wissen nicht, daß die Partei sie ver-*

ändern wird, oder daß sie die Partei verlassen müssen, falls sie sich weigern, sich zu ändern. Falls sie Revolutionäre bleiben wollen.

Dogmen in Gestalt des früheren Semprún, des Federico Sánchez, werden auch als Spiegelung von realen Erscheinungen in revolutionären Organisationen nicht wesentlich. Blut und Zeit, die der Stalinismus gekostet hat, waren sowenig das Ende der revolutionären Geschichte wie Semprúns Diktum. Die Verwechslung der eigenen Biographie mit der Geschichte — auch Stalin hielt sich selbst für deren Erfüllung — widerlegt nicht den historischen Materialismus, belegt nur den konventionellen oder nuklearen Hedonismus der militanten Anti-Dialektiker von der Seine.

Komm ins Offene, Freund! Zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter, und eng schließt der Himmel uns ein.
Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng und die Gassen.
Es scheint, als sei es in der bleiernen Zeit.

Hölderlin (Motti nach Hanns Eislers *Ernsten Gesängen*)

Der Marxist Friedrich Engels verteidigt Hegels Satz *Alles was wirklich ist, ist vernünftig, und alles was vernünftig ist, ist wirklich* gegen einen beschränkten Liberalismus, der darin die Heiligsprechung alles Bestehenden durch den königlich preußischen Staatsphilosophen sah. Engels: *Dieser Staat ist vernünftig, der Vernunft entsprechend, soweit er notwendig ist; und wenn er uns dennoch schlecht vorkommt, aber trotz seiner Schlechtigkeit fortexistiert, so findet die Schlechtigkeit der Regierung ihre Berechtigung und ihre Erklärung in der Schlechtigkeit der Untertanen. Die damaligen Preußen hatten die Regierung, die sie verdienten*, und nicht nur die Damaligen und nicht nur die Preußen.

Solange die inneren Notwendigkeiten des jeweiligen Systems hinreichen, aus der revolutionärsten Methode die zahmsten Folgerungen zu ziehen, ist das Bestehende noch vernünftig. Wie es Fausts dumpfem Schüler erging, so Semprún mit Stalins *HistoMat*, vielleicht auch manchem mit Semprún: *was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen*. Alles soll bleiben, wie es ist, im Prinzip. Das Neue im Osten muß wieder weg. Das Wirkliche hier ist das Vernünftige für uns — aber so, wie Friedrich Wilhelm III. Hegel verstehen wollte.

Nur hielt Hegel Wirklichkeit keineswegs unter allen Umständen für ein Attribut der gegebenen Lage, also für unveränderbar: Im Lauf seiner Entwicklung wird das Wirkliche unwirklich, verliert mit seiner Vernünftigkeit seine Notwendigkeit, während in den Köpfen der Menschen Neues als vernünftig gilt und bestimmt ist, wirklich zu werden. Und so wird aus dem berühmten Satz nach der Hegelschen Denkmethode, der Dialektik, sein von Goethe formuliertes Gegenteil zur Feier der Lebendigkeit: *Alles was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht*.

Maria Vonderbank

Erlebtes

Irmchen und Gustav hatten mir geraten, auch ihren Freund Anton nach seinem Leben zu fragen. Irmchen hatte die Sache sofort in die Hand genommen, und nun sitzen wir bei Kaffee und Kuchen alle beisammen. Anton, dem man seine siebzig Jahre ansieht, ist vergnügt zu allem bereit und fragt, was ich denn nun eigentlich von ihm wissen will.

Ich erkläre ihm, daß ich ein Buch über Liebeskummer machen will. Anton, der gewöhnt ist, über sein Leben während des Faschismus zu berichten, stutzt und wundert sich:

Na, ob ich dir viel über die Liebe erzählen kann, weiß ich nicht. Aber das mußt du ja wissen, und ohne zu zögern, fängt er an.

Also, meine Eltern waren aus gutbürgerlichem Hause. Mein Vater war Kaufmann, meine Mutter Privatsekretärin. Die Bibel hat immer auf der Fensterbank gelegen.

Anton hält inne und denkt sich selbst in seine Vergangenheit ein. Richtig, jetzt weiß ich wieder. Vater ist damals viel auf Montage gegangen, wie man so sagt, und ich bin in der Zeit geboren. Wir sind dann nach Berlin gekommen, und da hat Mutter was erfahren. Mutter kam dahinter, hat den Brief gefunden, und dann hat sie natürlich die Scheidung eingereicht.

Wie, — was? frage ich, was für einen Brief denn?

Na, den Brief von der Frau, die Vater sich angelacht hatte. Und wie Vater dann das nächste Mal auf Dienstreise war, ist meine Mutter mit mir und meinem Bruder weg. Ich weiß noch genau, bevor wir gegangen sind, hat sie ihm noch den Deckel von »Mensch ärgere dich nicht« neben ihr Bild auf seinen Schreibtisch gestellt.

Wie, und sie hat gar nicht mit ihm darüber geredet, daß sie weggeht?

Nein, antwortet Anton, als sei dies eine blöde Frage. Das war doch für sie so: Sie wollte nicht nur eine liebende Frau sein, sondern auch eine geachtete — und sobald ihr Mann da mit einer anderen Frau, also sie betrügt, da gab es nichts mehr zu wollen.

Dann mußte Mutter natürlich arbeiten gehen. Sie hat Membranen gemacht, für Grammophone. Das fiel ihr natürlich nicht leicht, aber sie mußte uns beide Kinder ja durchbringen. Ja also, wir waren zwei Jungens. Dann war da noch ein dritter. Der war schon da, bevor sie geheiratet hat. Das war so: Sie hat damals bei Rittergutsbesitzern gearbeitet, und da meine Mutter eine ansehnliche Frau war und Herz und Bildung hatte, da ist eben was hängen geblieben. Großvater hat sie dann rausgeschmissen. Da hat sich meine Mutter dann den Wind um die Nase wehen lassen müssen. Aber wie gesagt, wir lebten dann mit meiner Mutter alleine in Berlin. Sie mußte aus finanziellen Gründen untervermieten, und da hat sie den Herrn kennengelernt, der später mein Stiefvater geworden ist.

Und dein Vater hat sich nie wieder gemeldet?

Ach so, doch natürlich. Der wollte mich ja wieder haben. Er hat mich

auch geholt, und ich habe dann bei ihm und seiner neuen Frau gelebt. Das war schrecklich. Da habe ich gesehen, was mein Vater war — also heute kann ich sagen, mein Vater war ein Sadist. Ja, ein Sadist. Später bin ich dann doch wieder zu meiner Mutter gekommen, weil wohl die Nachbarn meinen Vormund darauf aufmerksam gemacht haben, wie das bei uns zuing.

Und warst du froh, als du wieder bei deiner Mutter warst?

Ja, ja. Das war, wie soll ich sagen, ein ganz anderes Leben. Ich habe dann auch schon mehr gesehen, als ein anderes Kind, durch das, was ich in meiner Anfangsjugend durchgemacht habe. Da fing ich an, rechtzeitig nachzudenken. Mein Stiefvater war Sozialdemokrat, der hat mir dann auch Bücher gegeben, und das hat meinen Horizont erweitert. Mutter war übrigens nicht in der Partei.

Anton denkt nach.

Karl Liebknecht, fährt Anton plötzlich fort, habe ich am 1. Mai 1916 das erste Mal gesehen. Da war ich also, warte mal, 13 Jahre alt. Dann war 1918 die Revolution, und ich hatte viele Freunde, die mich politisch gebildet haben. Erst habe ich immer SPD gewählt, aber ab 27 dann die KPD, und am 2. Januar 29 bin ich in die KPD eingetreten.

Anton erzählt weiter, von seiner Tischlerlehre und seiner Gewerkschaftsarbeit.

Freundinnen? meint Anton auf meine Frage hin, nein — ach so, ja doch, da hatte ich Pech gehabt. In der Holzmöbelindustrie, da habe ich eine Frau kennengelernt. Die war schon Witwe, und da bin ich reingefallen. Also diese Frau, der ich begegnet bin, mit der ich verheiratet war...

Was? frage ich, du warst mit ihr verheiratet? Die Frau war ja mit keinem Wort erwähnt worden.

Ja. Ich war mit ihr verheiratet. Daß sie schon vorher in anderen Umständen war, konnte ich ja nicht wissen. Solche Schlechtigkeit konnte ich ihr ja nicht zutrauen, aber als der Junge dann am 7. Januar geboren wurde, da war mir das klar. Denn ich weiß ganz genau, daß ich 1924 am ersten oder zweiten Pfingsttag überhaupt das erste Mal in meinem Leben Verkehr gehabt habe. Und meine Kollegen haben gesagt: Ach so Eine, eine Nutte, ist das. Das hat mir ein bißchen weh getan. Und dann bin ich allein gewesen. Na ja, so war das.

Ja, aber hat dir das nicht zu schaffen gemacht?

Doch schon. Ich war damals ein halbes Jahr krank geschrieben, ich war, wie sagt man — gemütskrank heißt das.

Und du hast dich dann scheiden lassen?

Ja. Sie hat mir dann noch mit einer Kanne ein Loch in den Kopf gehauen. Die Frau, die war... Er hatte keine Lust mehr, darüber zu reden, aber ich frage trotzdem weiter. Hat sie denn selber nichts dazu gesagt?

Nein, sie wollte eben, daß das Kind versorgt ist. Nein, sie hat nichts dazu gesagt. So war das.

Also, wie gesagt, 29 bin ich dann in die Partei eingetreten, begibt sich Anton wieder in Gefilde, die ihm lieber sind. Ja, was war noch, überlegt er, ich will mich ja nicht verzetteln. Ich habe mich dann auch am Kampf beteiligt, du weißt schon, damals im Zusammenhang mit dem ersten Mai. Da wurde unser Viertel, ich lebte ja damals in Neukölln, das Barrikadenviertel ge-

nannt. Nach fünf Jahren habe ich meinen Meister gemacht, und dann habe ich eine Tischlerei aufgemacht.

Und wie hast du sonst so gelebt?, versuche ich es wieder.

Wie ich gelebt habe? Von der Hand in den Mund. Der Stundenlohn war damals 1,13 Mark, und ich hatte einen Stamm von Kollegen, die haben auf Grund meiner persönlichen Einstellung 1,80 Mark gekriegt. Das war viel Geld damals, aber weil ich Sozialist war, war mein Betrieb auch ein sozialistischer Betrieb. Gewohnt habe ich irgendwo möbliert. Aber da war ich schon unter Kontrolle. Ich mußte dann aus meiner Wohnung weg, aus Sicherheitsgründen. Von da an ging es Schlag auf Schlag, und am 30. April 34 haben sie mich dann geholt. Wir kamen alle in die Zwinglischule, und da wurden wir durchgepeitscht. Ob da übrigens auch schon Sozialdemokraten dabei waren, weiß ich gar nicht mehr, jedenfalls lagen wir hinterher alle in Neukölln im Krankenhaus, die meisten mit durchgeschlagenen Nieren.

Die Oberschwester hat dann zu mir gesagt: Sie können heute schon gehen. Mir hat so was geschwam, und ich bin lieber gegangen. Ich habe nachher in Erfahrung gekriegt, daß der Wagen am Freitag um 8 Uhr schon da war, und der hat alle abgeholt. Nummer sicher. Ich mußte dann natürlich aus Berlin raus.

Da bin ich zu meinem Gegner gegangen, beim ersten Autobahnreichswerk habe ich gearbeitet. Aber meine Kollegen waren gut. Die haben immer zu mir gesagt: Anton, du mußt mit den Wölfen heulen. Sonst kommst du ins Unglück. Die wußten, daß ich anders denke, aber sie haben nichts gesagt. Sie haben mir auch gesagt, Anton sei vorsichtig, du stehst schon auf der schwarzen Liste. Also ich war ein schwarzes Schaf. Weil ich nicht ein braunes Schaf war, war ich ein schwarzes Schaf. Ist doch so, sagt Anton, und grinst über seinen Witz. Dann greift Gustav ein. Nun erzähl doch mal was von deiner Frau. Du sollst doch über die Liebe erzählen.

Ja, das habe ich vergessen. Ich war dann wieder verheiratet. 1940 habe ich eine Frau kennengelernt, meine Emmi, die war 25 Jahre bei einer jüdischen Familie in Stellung. Und als das tausendjährige Reich rankam, war das natürlich nichts mehr. Gut ich soll mehr von ihr erzählen. Ja, meine Frau. Sie hatte natürlich Vertrauen zu mir gehabt. Sie war viereinhalb Jahre älter als ich, aber das hat gar keine Rolle gespielt. Wir haben kirchlich geheiratet, wegen der Mutter. Der Pfarrer hat gleich zu mir gesagt: Sie gehen doch nicht aus Überzeugung zur Kirche? Da habe ich gesagt, nein Herr Pfarrer, aus Liebe zu meiner Frau, damit ihre Mutter kommen kann.

Und wie lange hast du mit ihr gelebt?

Na, bis sie gestorben ist. 54. Da ist sie gestorben.

Und Kinder hattet ihr keine?

Nein, Kinder hatten wir keine. Sie konnte wohl keine kriegen. Aber ich habe das, wie soll ich sagen, also ich habe das nicht weiter tragisch genommen. Sie hatte wohl mal eine Abtreibung gehabt. Nehme ich an. Ich hab auch nicht gefragt. Da war ich zu feinfühlig zu, weil ich, das ist das Wort, zu der Frau Vertrauen hatte. Das Vertrauen kommt vor der Liebe, das ist mein Standpunkt.

Und du hast sie gar nicht gefragt, wie sie vorher gelebt hat?

Nein, denn sie hat mit mir gelebt, gut gelebt, und ich kann nichts über sie sagen. Nichts Nachteiliges. Sie hat mir auch sehr geholfen nach 45. Wir ha-

ben damals wieder in Neukölln gelebt. Da mußte ich dann später raus, wegen meiner gesellschaftspolitischen Tätigkeit. Ich war der Vorsitzende der Westberliner Erwerbslosen. Ich habe alle Bezirke zusammengefaßt und Versammlungen einberufen. Sie haben mir dann die Stütze gestrichen und Verbot für jedes Arbeitsamt zu betreten gegeben. Ja, und meine Emmi, die ist schon 54 gestorben. Ich bin dann zur Reichsbahn gekommen. Ach so, und dann kam das mit der Ächtung der Atombombe. Das war damals eine große Bewegung, und wir haben viele Aktionen gemacht. Einmal bin ich deshalb vor Gericht gekommen. Bei der Verhandlung war dann da eine Richterin, und die Beisitzer natürlich, und ich muß wohl einen guten Eindruck gemacht haben, jedenfalls sagte die Richterin: Aber Sie, wie können Sie nur. Sie sehen doch so nett aus. Und dann sagte sie: Denken Sie, ich will eine Atombombe auf den Kopf haben? Da habe ich gesagt: Dann bitte ich das hohe Richterhonorar um die Unterschrift. Da sind fast alle Leute im Saal aufgestanden und haben geklatscht. Der Saal ist dann geräumt worden.

Anton freut sich, wie wir alle lachen. Doch dann kommt Gustav unerbittlich auf das Thema zurück. Nun erzähl doch mal, wie du hier in unsere Gegend gekommen bist.

Ach so, meint Anton. Ja, ich war damals immer auf dem Wedding, und da hatte ich einen Freund, der eine Schwester hatte, die immer zu ihm gekommen ist. Ihr Mann war gestorben. Der hatte bei der BVG gearbeitet und war Mitglied bei der SPD gewesen. Die waren da übrigens fast alle bei der SPD...

Aber Anton, sagt Gustav, du sollst doch von der Liebe erzählen, und nun bist du schon wieder bei der SPD.

Anton lacht. Ja, ja, natürlich. Also ich habe die Frau dann näher kennengelernt. Erstmal habe ich ihr einen Brief geschrieben, und dann hat sie mich vom Wedding abgeholt und mich mit in ihre Wohnung genommen.

Ich frage, wie alt die Frau ist.

Na, so wie ich. Ja, und dann bin ich zu ihr in die Wohnung gezogen.

Na, frage, ob sie denn auch heiraten wollten?

Heiraten? Nein, natürlich nicht. Sie hat eine ganz gute Rente, 1200 DM, da hat das keinen Sinn zu heiraten. Sie ist auch damit einverstanden.

Und am Anfang ging das gut mit euch beiden?

Ja, da war ich noch viel unterwegs, weil ich damals noch gearbeitet habe.

Und sie hat für dich gesorgt?

Ja, ich habe für mich gesorgt.

Nein, ich meine, ob deine Freundin, die Elli, für dich gesorgt hat, gekocht und so?

Ja, gekocht, und auch sonst hat es gut harmoniert, sexuell meine ich. Aber wenn es mal politisch wird, da ist bei ihr nichts drin. Eine Frau gehört an den Kochtopf, und Politik ist nicht. Sagt sie selber. Mal Ostfernsehen, schwarzer Kanal oder so, das ist bei ihr nicht drin. Da ist nichts zu wollen. Jetzt haben wir sogar zwei Fernseher: Sie sieht in der Stube West und ich in der Küche Ost.

Natürlich ist die Liebe, wie man so sagt, die Zuneigung jetzt nicht mehr so. Es geht nicht mehr so richtig. Ich habe natürlich auch ein bißchen Rabatt gemacht, ich laß mir nicht alles gefallen. Sie hat so eine Art und Wei-

se, weißt du. Manchmal will ich ihr helfen, z. B. Wurstschneiden. Da schneide ich die Wurst natürlich so, wie ich kann, nicht wahr, und wenn die Scheiben dann zu dick sind, sagt sie: Diese dicken Scheiben, was machst du denn da. Dann sage ich, also erlaube mal, schneid deine Wurst doch alleine. Ich will dir doch nur helfen. Es ist doch genug Wurst da, eine dicke Scheibe, die schadet doch nicht.

Und dann ist sie abgehauen und war drei Tage weg. Das macht sie manchmal. Nun will ich aus ihrer Wohnung raus, am besten vielleicht in ein Seniorenheim. Und nun will sie das plötzlich auch. Mit mir zusammen, ich weiß aber nicht, ob das noch einen Sinn hat.

Sie meint, wir können ja zwei Wohnungen nehmen. Sie hat aber schon gesagt, daß sie wartet darauf, betreffs Beischlaf. Da habe ich gesagt, was du meinst, kannst du nicht verlangen. Das kannst du nicht verlangen, habe ich ihr gesagt. Weißt du, ich hatte ja Liebe zu ihr gehabt, aber wenn die Zuneigung weg ist, und die Achtung auch schon halb, dann ist nichts mehr drin bei mir. Dazu hat sie mich zu sehr erniedrigt. Übrigens, kurz gesagt, was Liebe ist: Erst muß ich den Menschen achten, aus der Achtung kommt die Zuneigung, und daraus bildet sich dann die Liebe. Ja, das war mein Leben. War meine Schule, oder besser gesagt, ich habe mein Leben zur Schule gemacht.

Du hast mir noch so wenig von Emmi, deiner Frau, erzählt. Die hast du doch sehr geliebt?

Ja, die habe ich sehr geliebt.

Was hat sie denn gemacht, hat sie gearbeitet?

Nein, das brauchte sie nicht, ich hatte genug für uns beide. Und wie sich die Emmi mit ihrem Körper hingegen hat, damals, wie ich in Plötzensee war, — ich stutze und muß darüber nachdenken, wieso Anton das erst jetzt und wie nebenbei erzählt — ja also, da bin ich abgehauen. Das war 43 Heiligabend, da hat mir einer heimlich das Tor aufgemacht, und dann mußte ich natürlich untertauchen, und dem hat sie ihren Körper gegeben. So eine Liebe hat sie zu mir gehabt, weil sie ja genau wußte, wer in Plötzensee war, der kommt nicht mehr raus.

Ich war da übrigens nicht als Politischer drin, sondern als Pazifist. Politisch konnte man mir nichts nachweisen — aber ich war politisch. Also, wie ich Stellungsbefehl hatte, es ging übrigens schon gegen die Sowjetunion, da habe ich geschrieben: Ich bin aus gutbürgerlichem Hause. Habe mich zum Sozialisten entwickelt und in der Schule gelernt, du sollst nicht töten. Es ist mir nicht möglich, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, um gegen Menschen zu schießen, die mir nichts getan haben. Das habe ich geschrieben. Und vor allen Dingen würden meine Hände so unruhig sein, daß ich eventuell Kame-raden treffen würde. Mit deutschem Gruß, Ihr Anton K.

Und was haben sie geantwortet?

Am dritten Ostertag kamen sie. Fünf Mann. Meine Frau sagt noch, Anton, sie kommen, aber da waren sie schon die vier Treppen rauf. Ich hab nur gesagt, aber ohne Fesseln, und meine Emmi, die hat geschrien.

Dann bin ich erst in den Gestapokeller gekommen, dann nach Buchenwald und von da nach Plötzensee. Weil sie nichts aus mir rausgekrigelt haben, mit ihrer Glühbirne von 5000 Watt in mein Gesicht und das Fleisch versengt. Oh, ich habe gebrüllt, wie die mit den Zigaretten an den Körper ge-

kommen sind. Mord, Mord, Mord, ich hab ein Gebrüll gemacht, als ob ich am Spieß stecke, die haben nachher selber Angst gehabt. Und dann kam ich in diese Zellen, da war Wasser drin, das lief zwar schräg ab, aber das habe ich nicht gesehen. Aber ich habe immer noch nichts gesagt, und dann sollte ich noch aufgebammelt werden, was sie dann doch nicht gemacht haben.

Ach so, das wollte ich noch erzählen. Manchen haben sie umgekrempelt. Ich weiß noch, Genossen aus der KPD haben mich gewarnt: Anton sei vorsichtig. Und die sind mir später in Naziuniform entgegen gekommen. Mensch, die waren Kommunisten, so wie ich, genau wie ich. Das kann ich nicht begreifen.

Irmchen kommt mit dem Abendbrot herein.

Ich bin noch ganz satt vom Kuchen, und Anton möchte auch nichts essen. Weißt du, sagt er zu mir, wenn man da so erzählt, also ich rege mich dann doch auf. Innerlich. Weil, es ist doch alles Erlebtes.

Der Marxistische Kulturbegriff ist für mich völlig klar, seitdem Karl Marx darüber nachgedacht hat, ohne seine Antwort darauf zu finden, warum Sophokles immer noch die Welt bewegt. Diese Frage hat Marx sich in einer berühmten Studie vorgelegt, aber er hat sie nicht beantworten können, er hat darauf keine Antworten gehabt und auch ganz bewußt darauf verzichtet.

Alfred Andersch

Hans Platschek

Das Privileg der Malerei

Ködelhuder Fragmente

Länger währende Erinnerung

Nicolas Poussin: »Es gibt nichts Sichtbares ohne Licht.

Es gibt nichts Sichtbares ohne ein durchsichtiges Medium.

Es gibt nichts Sichtbares ohne Form.

Es gibt nichts Sichtbares ohne Abstand und Entfernung.

Es gibt nichts Sichtbares ohne das Werkzeug des Sehens.

Dinge, die sich nicht lernen lassen und welche die wesentlichen Bestandteile der Malerei ausmachen.«

Malerei ist etwas derart Handfestes, aufs Geratewohl gesagt: einem Tisch und einem Schuhwerk nicht unähnlich, daß über sie zu sprechen Sinnggebungskatastrophen nicht ausschließt. Farben, Tonalitäten oder Linien bleiben stets im Vorhof der Wörter hängen. Weil in den Meninas die Haare der Infantin Margarita mit ein paar zählbaren Pinselstrichen gemalt sind, die aus dem Material Ölfarbe das Material Haar ergeben, verliert sich eine Beschreibung im Nachspiel. Die Äußerlichkeiten — Haar, Ölfarbe — sind hier paradoxerweise, denn das Geistige in der Kunst wird mit der Hand gemacht, die Sache selbst.

Um es noch hoffnungsloser darzustellen: gegeben ist ein viereckiger Keilrahmen aus Holz, auf den eine Leinwand gespannt ist. Die Leinwand ist flach wie ein Bügelbrett. Ins Flache muß man die Übergabe von Breda, die Nachtwache oder jenen Minotaurus mit einem verendenden Pferd einbringen, den Picasso am 6. Mai 1936 mit Tusche und Gouache gemalt hat. Das heißt: man geht von dem Flachen in die Illusion, sei es von Körpern, sei es von Räumen oder Distanzen.

Hier wie anderswo, auch dort, wo es sehr modern zugeht, besteht Malerei darin, im Viereck oder auf dem Viereck die Abbilder der sich ins Räumliche versammelnden Realität als gemalte Schatten zu begreifen. Was im Viereck unterzubringen ist, hat erst einmal mit dem Viereck und mit der Fläche zu tun.

Der naive Beschauer sucht im Bild die dritte Dimension, die Lichteffekte, die Stofflichkeiten und, als sinnliche Reize, die Farben. Ganz so unrecht hat er nicht, sofern er keine Fata Morgana sucht. Meistens aber sucht er die richtigen Dinge auf die falsche Weise. Er sucht im Bild die Garantie für das, was er bereits gesehen hat. Den Eibsee, den er sich im Warenhaus als Landschaft kauft, glaubt er als Eibsee zu kennen: in Wirklichkeit kennt er ihn von anderen Kaufhausbildern oder von den Ansichtskarten her. Er nimmt jedoch das derart übertragene Abbild nicht als ein Bildmaterial, sondern als den präzisen, in jedem Fall eingefahrenen Widerschein gegebener Körperlichkeiten. Er kehrt also den Vorgang, wie eine Fiktion entsteht, um. Baudelaire hat das einmal am Bild eines heute vergessenen Malers in sechs

Punkten aufgezählt. »1. Lebhaftes Neugier. 2. Wie entsetzlich. 3. Das ist schlecht gemalt, aber die Komposition ist originell und hat einigen Charme. 4. Das ist nicht so schlecht gemalt, wie es anfangs aussah. 5. Sehen wir uns das Bild noch einmal an. 6. Länger währende Erinnerung.« Ganze Konflikte also müssen sich zwischen dem abspielen, was der naive Beschauer, seiner Gewöhnung nach, zu sehen meint, und dem, was er sieht.

Dem naiven Beschauer kann man allerdings zugutehalten, daß er auf den zweiten Blick den Unterschied zwischen einer Darstellung und einer Realität sieht. Er sucht in der Darstellung die Realität, und es ist nicht seine Schuld, wenn dem eine so oder so kommerziell geartete Kunst mit dem schäbigsten Trick entgegenkommt. Selbst wer sich im Warenhaus eine Eibseelandschaft kauft, weiß, daß er ein Bild kauft; womöglich ist ihm ebenfalls der Gedanke nicht fern, daß es sich um ein minderwertiges Bild handelt. Spätestens der Preis müßte ihn stutzig machen. Dieser naive Beschauer allerdings befindet sich seit einiger Zeit im Hintertreffen. Die Bilder Mengen nämlich, entlassen von illustrierten Blättern, vom Fernsehen oder von der Kinoleinwand, haben sein Vorstellungsvermögen in Bahnen gelenkt, darin Formverkürzungen, Überblendungen und Montagen gang und gäbe sind. Diese Formensprache setzt eine sprunghaftere Sehweise voraus: das Sehbedürfnis spitzt sich zu; es löst, mehr noch, neue Sehbedürfnisse aus. Die Popularität eines Dalí oder eines Magritte erklärt sich nicht zuletzt damit, daß sich die Werbung und die Illustration ihrer Bildmitte bemächtigt haben, wenngleich es außer Frage steht, daß sich mittlerweile Werbung, Illustration und die Berichterstattung im Bild eigene Mittel schaffen, auf die, eher hilflos, die neuesten Kunstrichtungen reagieren.

Der ungeschulte Beschauer sieht sich folglich einer Vielzahl von Innovationen ausgesetzt, die ihn zunehmend nicht mehr schrecken, deren Wahrheitsgehalt er aber weniger zu sehen als zu überprüfen hat. Die telekinetischen Bilder oder die Bildberichte würfeln die abbildbaren Realitäten durcheinander; gleichzeitig aber können sie, mit Gegenschnitten, mit Großaufnahmen, mit der Serialität der Einzelfiguren, Zusammenhänge deutlich machen oder falsche Zusammenhänge preisgeben. Benjamin sprach von der Geistesgegenwart, die dem Publikum nunmehr abverlangt wird. Sie dürfte über kurz oder lang die Eibseelandschaft aus dem Verkehr ziehen.

Logischerweise aber wird sie gleichermaßen das Pendant der Eibseelandschaft behelligen, die Fläche nämlich, die lediglich mit ein paar Grundformen bedeckt ist und ohne die Eibseelandschaft überhaupt nicht denkbar wäre. Es geht um die abstrakte Malerei in ihrer puristischsten Version. So frugal jedenfalls stellt sich auch der geschulte Beschauer Malerei nicht mehr vor.

Der beklagenswerte Tölpel Rousseau

Fragt einer, was Kunst ist, so kann man ihn auf Traktate verweisen oder, falls das zu mühsam ist (welche Traktate?), die Antwort schuldig bleiben. Die Frage, was Malerei ist, läßt sich beantworten. Malerei ist die Anfertigung

von Zeichen gegebener oder erdachter Gegenstände auf einem flachen Viereck.

Die Formel, das stimmt schon, ist einerseits sehr zweckmäßig, andererseits ist ihr eine gewisse Engbrüstigkeit nicht abzusprechen. Denn man sollte sich nicht scheuen, auf den Widersprüchen zu beharren: zwischen dem gegebenen Viereck und dem, was es als räumliche und körperliche Metapher bevölkert; zwischen der Frontalität und den Greifbarkeiten; zwischen der Herstellung eines Bildes, hier als Imago verstanden, und seiner Anschauung. Der Einwurf, solche Widersprüche seien in keiner Weise antagonistisch, ist nicht von der Hand zu weisen. Andernfalls kämen die Nachtwache, Las Lanzas oder Picassos Minotaurus nicht zustande. Aber ein anderer Widerspruch, der nämlich: das ist ein Pferd, das ist kein Pferd, macht in seiner Kraßheit die Vitalität des Bildes aus. Wer ihn auflöst, womöglich darauf pochend, das eine wie das andere gehöre, weil es um Malerei geht, in den Bereich der Fiktion, geht schon deshalb einen faulen Kompromiß ein, weil das Malmaterial ebensowenig eine Fiktion ist wie die besonderen Kennzeichen des Pferdes.

Eine flache Sache flach malen ist keine besondere Tugend. Eine runde Sache rund malen, ist kein Verdienst. Etwas hingegen verschieden malen, so, daß es trotzdem dasselbe sein kann oder, genauer, wie dasselbe aussieht, setzt eine Zweiteilung voraus. Sie rührt von zwei Sichtbarkeiten her. Schon ein Glas Wasser auf einem Tisch verlangt, real gesehen, eine Kenntnisnahme, die Glas, Wasser, den Tisch und möglicherweise den Schatten, den dieses Glas über die Kante wirft, ebenso wie die Glanzlichter auf Rand und Boden, mit einem Déjà-vu verbindet. Andernfalls wäre von einer Kenntnisnahme nicht die Rede. Dieses reale Glas aber, dreidimensional in einem dreidimensionalen Raum, beweglich überdies, wenn es zum Trinken benutzt wird und seine Äußerlichkeiten, je nach Gebrauch, Stellung und Beleuchtung ändernd, spricht sich vom Glas, vom Tisch, vom Schatten und von den Glanzlichtern los. Denn je genauer man hinschaut, umso weniger sieht das Glas wie ein Glas aus.

Ein anderes, einfacheres Beispiel. Hände haben nicht fünf Finger, oder sie haben sie nicht zu haben. Nur der Zöllner Rousseau, ein beklagenswerter Tölpel, hat alle fünf Finger säuberlich nachgebildet. Entsprechend sehen die Finger von Pierre Loti wie Würstchen aus. Nicht nur El Greco, der Hände wie kein zweiter malen konnte, hat eine Hand mit lediglich vier Fingern dargestellt: es ist eine alte Regel, daß ein Finger fehlen muß, soll die Hand nicht wie ein Bündel Wiener aussehen. Selbst Disney hat das gewußt: Mickey Mouse und Donald Duck besitzen, der Natur zuwider, jeweils nur vier Finger.

Zu den Eigenheiten der Malerei gehört, wie Braque es einmal sagte, daß sie nicht alles kann. Am zwiespältigsten sieht es mit der Bewegung aus, die ja Zeitspannen durchläuft und somit der Statik des Bildes widerspricht. Alte Maler haben sich mit kalkulierten Diagonalen beholfen, die als Kontrast zum gegebenen Viereck auftraten und dem Auge vorgaben, etwas sei in Fahrt geraten. Die Futuristen haben, wie später die Comic-Zeichner, Kraftlinien gezeichnet, die Umrisse eines Gegenstandes also in Phasen gezeigt. Aber solche Analogien betten sich am Ende wieder in die starre Fläche ein. Schließlich gab es den Vorschlag, in schneller Malweise flüchtige Momente

festzuhalten, als seien sie kurzfristig auf der Leinwand erstarrt, könnten sich aber sofort in andere, ebenso flüchtige auflösen. Ein Klassiker dieses Verfahrens ist Frans Hals. Aber auch hier gebietet das starre Viereck Einhalt: nichts löst sich eilends auf. Vielmehr bleibt die Gebärde in den allerdings rasanten Pinselstrichen stecken, und das echt wirkende Lachen wird zur Grimasse. So lacht man für Augenblicke, nicht dauernd. Die Leinwand aber, statisch, hält für immer das fest, von dem man erwarten muß, daß es sich unverzüglich ändert. Ändert es sich nicht, weil es ja gemalt ist, geht es gegen das Material und seine notwendigen Bestandteile an. Auf die Dauer lacht so niemand oder hebt sein Glas zwischen Mund und Tisch: der vermeintliche Realismus gerät, im Widerstreit mit den Kunstmitteln, ins Absurde.

Dazu Karl Kraus: »Das Merkmal eines schlechten Zeichners ist die Ausichtslosigkeit, daß eine Figur, die er in einem bestimmten Moment mit offenem Mund darstellt, diesen je wieder zumachen wird.«

Die Universalität von Kreuzworträtseln

Bislang kam etwas Wesentliches nicht zur Sprache, etwas, das sich, seiner Natur nach, der Sprache entzieht. Es handelt sich um die Farbe. Ein Hellblau, zum Beispiel, ist weder ein Hellblau aus der Tube noch eine zufällige Tinte: es ist eine komplizierte, sorgfältig hergestellte Mischung, die in sich und als Teil des Gesamtbildes frappierend sein kann. Andererseits gehört die Unmöglichkeit, Farben zu beschreiben, zu ihrem Naturell. Weder ist es abzuziehen, noch zu kommentieren oder zu reproduzieren. Wer sich an der Kasse im Museum farbige Postkarten kauft oder im Katalog die Farbtafeln mit den Originalen vergleicht, lernt ein Elend kennen, das nicht grau ist, sondern im Vierfarbendruck das verfälscht, was man eben noch, unverwechselbar, vor Augen hatte.

In diesem von Paradoxien und Banalitäten nur so strotzenden Zusammenhang stellt sich eine naheliegende Volte ein. Ein Hellblau, als Sache unbeschreibbar, muß andererseits, um mehr zu sein als ein träges Ding, auf irgendeine Weise jene Beiordnungen enthalten, die nennbar auch in einer anderen Sprache sind. Nimmt man nämlich die unverlierbare Gegenständlichkeit eines Hellblau nicht nur als ein Binnenproblem, sondern ebenso als die Artikulation eines Malers, der Hellblau mit gegebenen Mitteln herstellt, sich also bei der Herstellung etwas gedacht hat, so müßten sich, auch wenn das bestimmte Hellblau in seiner Eigentümlichkeit anders wirkt als das gesprochene oder geschriebene Wort, Vermittlungen und in jedem Fall Berührungspunkte ergeben.

Sieht man, was man fraglos vorerst nicht tun soll, von der hieb- und stichfesten Gegenständlichkeit der Farbe ab, so kommt man sofort darauf, was ihre Materialität, ihr Vollzug als Farbe, besagen wollen. So raffiniert das Hellblau auch hergestellt worden ist: warum ist es hergestellt worden? Wofür, außerdem, steht es ein, für einen Himmel, für ein Wasser, für ein Gewand? Wofür, kurz, ist es zugerüstet, denn wäre es nicht an etwas gebunden, das, über die Farbe hinaus, Körper, Dinge und Stoffe deutlich macht, kein Mensch würde sich bei diesem Hellblau aufhalten.

Sobald man sich darauf beschränkt, die aufgestrichene Ölfarbe als Absolutum hinzustellen, als unverständlich gar in dem Sinn, wie Artaud es von jeder Sprache behauptet hat, geht man einem Mondrian und seinen Adepten auf den Leim. Das Entscheidende der Malerei, ihr Widerspruch nämlich zwischen der Farbe, die Farbe ist, und dem, was das Auge erfaßt, zieht andere Gegenständlichkeiten mit sich, die sich nicht dadurch aus der Welt schaffen lassen, daß man sich darauf versteift, die Farbe sei eine Farbe, eine Sprache vor der Sprache, und damit habe es sein Bewenden. Das Hellblau setzt Gebrauchsmöglichkeiten frei, die gerade dann zugänglich sind, wenn sie Umleitungen bewirken. Mehr noch, das Hellblau ist an sich schon eine Umleitung: die einer Realität. Es ist nicht der Himmel, das Wasser oder das Gewand. Trotzdem muß es einen Generalnenner geben: der da Wasser, Himmel und Gewand sagt, spiegelt solche Realitäten auf seine Weise wider. Der Maler hat sie auf die seine dargestellt, und selbst, wenn er auf die Darstellung von Himmel und Wasser verzichtet, klingen diese Dinge, wie sie im Wort »Hellblau« nachklingen, in seiner Farbe nach. In beiden Fällen verläßt die Farbe genau das Versteck, in das sie die Puristen einschließen wollten.

Die Doppeldeutigkeit des Farbwertes, Himmel hier, Hellblau dort, ergibt ein Verkettungsverhältnis, das möglicherweise, auf Antrieb, die Assoziationen im primären Verstand meint und sie in den Vordergrund rückt: im Augenblick jedoch, da sich Abweichungen einstellen, Unreinheiten, genau genommen, setzt ein komplizierter Vorgang ein. Er wird sich aber stets auf Realitäten beziehen und die primäre Assoziation, um ihrer Klarheit willen, nicht von der Hand weisen. Das in Wörtern festzuhalten, ist kein Kinderspiel, unmöglich aber ist es nicht. Die Unstimmigkeit zwischen der Positivität der Kunstmittel und der Positivität dessen, was sie bezeichnen, läßt sich entsiegeln, sobald man die Farbe als das nimmt, was auch Wörter mit sich bringen: als eine Konstituierung von Gegebenheiten, die sich stehenden Fußes, weil sie sichtbar sind und nichts als sichtbar, in Gestalt dessen ins Viereck bringen, was zu sagen oder zu demonstrieren ist.

Eine solche Farbe löst Namen aus, für die, auf einer anderen Ebene, auch Wörter stehen können. Das Bildelement ist folglich nicht inert; es ist ein Dingschatten oder eine Benennung. Minotaurus läuft mit gehobenem Arm aus einer Felshöhle, daraus ihm zwei Hände nachgestreckt sind; das Pferd fällt wurstartig in seinem Arm zusammen, und hinten steht, eingepreßt in einen Block, eine Frau, die nicht auf die Fabelgestalt, sondern auf die Hände in der Höhle blickt. Der Himmel ist Hellblau, ebenso das Wasser, das bis in den Vordergrund reicht. Himmel und Wasser sind Hellblau auf verschiedene Weise. Was aber ist gewonnen, wenn man ein Papier zurechtschneidet und feststellt, daß beide Hellblau verschieden, womöglich gar raffiniert hergestellt worden sind?

Auch wenn man sich gegen Guido Reni, Bouguereau, Madame Tussaud, die Kaufhausmalerei und Richard McLean, wer immer das auch war, wehrt, eines steht außer Zweifel. Das Hellblau wäre in seiner Eigenart nicht faßbar, kämen dem Beschauer nicht andere Images, die Erinnerung an einen Himmel, an Wasser, an ein Gewand, zu Hilfe. Ohne sie nähme er das Hellblau nicht wahr. Denn das Gegenständliche der Farbe ist nicht nur auf sich selbst bezogen, es ist ebenso mit den Gegenständlichkeiten der Welt der

Dinge verbunden, die seine Eigenart überhaupt erst verbürgen. Ohne Himmel und Wasser gibt es kein Hellblau; es mag, auf der Leinwand, noch so absolut in Erscheinung treten. Der naive Beschauer, sofern es ihn noch gibt, ist dem gelernten gegenüber im Vorteil: er schlägt sich nicht die Dimensionen aus dem Kopf, die das Hellblau oder welche Farbe immer, beim Sehen anbieten. Wer vor Mondrians Bildern von Kreuzworträtseln spricht, ist der Sache näher als einer, der sich bei der Universalität der Balken aufhält.

Lesen kann, wer lesen gelernt hat.

Überhaupt kommt dem Sehen eine konkretere Bedeutung zu, weil der Beschauer dem Bild nicht nur eine, sondern mehrere Lesarten entnehmen kann. Goethe hat in seiner angefochtenen Farbenlehre ein paar sehr genaue Beobachtungen notiert, so, wenn er feststellt: »Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besonderen, in einem durch das Objekt spezifizierten Zustand identisch verharren.« Sobald das Bild kein spezifizierter Zustand bleibt, schlägt es von sich aus Wechsel, ja Verbesserungen vor. Bevor man Monet als Maler begriff, sprach man vom Impressionisten. Später sah man die Notwendigkeit ein, vor seinen Bildern fünf Schritte Abstand zu nehmen, um sie richtig zu »lesen«. Schließlich kam man darauf, das Wechselspiel zwischen Malmaterial und Abstand in der Gleichzeitigkeit zu sehen, die Monet verlangte. Die vermeintliche Eindeutigkeit ist in sämtlichen Bildern, die ihren ersten Zustand überdauern, schon deshalb vermeintlich, weil ein jedes neues Sehen vom vorherigen Sehen abweichende Dinge ins Bild bringt.

Der Beschauer tritt jeweils mit neuen Ansichten seiner Erfahrung, seiner geschichtlichen Rolle und seiner von dieser geprägten Einstellung vor's Bild: er wird heute den Haaren der Infantin nicht die gleiche Aufmerksamkeit schenken wie dem schummrigen Raum, der zwei Drittel des Bildes im Ungefähren hält. Genauer noch, und vor allem, bewußter, wird er in Picassos Minotaurus eine andere Gestalt sehen als derjenige, der im Mai 1936, einen Monat vor Francos Putsch, das Sujet zu Gesicht bekam.

Der Minotaurus, das Pferd, die Frau im Block und die abgeschnittenen Hände lassen, später gesehen, eine andere Auslegung zu als sie selbst Picasso, der sich mit dem Minotaurus, so scheint es, identifizierte, im Sinn hatte. Das ändert nichts an der Treffsicherheit der Szenerie; es spricht nur dagegen, die bildnerischen Bestandteile, ein Hellblau, eine Linienführung, als Teil für's Ganze zu nehmen. Ozenfant oder kubistische Wortführer sprachen von den »invariables plastiques«. Das stimmt schon, meint man damit die Stoffe und die Organisationsformen des Malens. Hingegen ist das Sehen nicht beständig: es wird von Mal zu Mal dem Bild verschiedene Äußerungen entnehmen und damit unweigerlich die Beständigkeit der bildnerischen Anordnung zerstören. Braques spätes Stillleben sind so durchdacht komponiert wie ein Bild von Luca Signorelli. Das ist »invariable«. Allein, so etwas wie der Pan als Gott der Musik ist Braque dabei nicht gelungen.

Bei aller Ehrerbietung den großen klassischen oder den kostspieligen modernen Werken gegenüber geht es doch darum, daß Bilder nicht nur gese-

hen, sondern eingesehen werden. Von einer Laufkundschaft, wie man sie nennen kann, nicht also von Pomade- oder Schokoladenfabrikanten, die sie erst in die Villa hängen und dann, einmal überdrüssig, dem Museum stiften. Selbst die Stücke der Konzeptkunst, die interessantesten, die der englischen Gruppe »Art and Language«, mußten, weil sie als Textmengen zu rudimentär waren, auf Sichtbarkeiten pochen. Entgegen Poussins Diktum aber, daß es dabei um Dinge gehe, die sich nicht lernen lassen, lassen sich Sichtbarkeiten, weil sie sich auf gelernte berufen, lernen. Keine Form ist lesbar, hat man nicht die vorangegangene Form im Kopf.

Wir haben es mit Geduldsproben zu tun, mit Geduldsfäden, die zur Kenntnis genommen werden sollten, bevor man sie kappt. Denn die sich reienden Widersprüche von der Art: das ist ein Hellblau, das ist ein Himmel, das ist kein Himmel, das ist, in letzter Instanz, auch kein Hellblau, setzen eine Bewegung in Gang, die eine andere ist als die meist scheiternde der Frans Hals oder der Futuristen. Sie fordern das Auge und den Kopf dessen heraus, der Bilder sieht: nicht flache Gegebenheiten, sondern Überheblichkeiten; der Pan als Gott, der Minotaurus und das Pferd, dank denen der Fläche als Gegebenheit endlich etwas widerfährt.

Was der Leinwand widerfährt, ist eine Gegenständlichkeit, die nicht die ihre sein kann. Entgegen der philosophischen Sorgfalt kann man statt Gegenständlichkeit auch Gegenstand sagen. Ein Gegenstand, gleichgültig, wie immer er aussieht, ist dreigeteilt. Erstens setzt er sich aus den Bestandteilen seiner malerischen Bekräftigung zusammen, aus Farbe, Form, Linie und Tonalität. Zweitens nimmt er wahr, was er als wirklicher Gegenstand bedeutet. Aber diese Bedeutung ist schon nicht mehr der greifbare und benutzbare Gegenstand aus der Welt der Dinge: die Bedeutung bezeichnet sich selbst und das auf der Leinwand in Kraft tretende Abbild. Das Abbild kann, obwohl noch immer Abbild, etwas dem Original nicht ganz Entsprechendes sein. Drittens aber kommt ein Symbolwert hinzu, der auf der Leinwand anders verdichtet aussieht als in anderen, sei es literarischen, sei es kultischen, sei es rituellen Verkettungen.

Weil die Leinwand eine Sperrzone ergibt, die aus der wirklichen Welt Dinge und Elemente isoliert, macht sie aus dem Apfel, dem Wasserkrug oder aus einem menschlichen Profil mehr, als das gleiche in seiner diffusen Positivität, in seiner Eigenschaft als rundes Ding im realen Raum hinterläßt. Bonnard hat Misia, die Muse von Montparnasse, praktisch ohne Nase gezeichnet, obwohl, wie ein Blick auf's dazugehörige Photo zeigt, Misia durchaus mit einer Nase versehen war. Nur symbolisiert die verkleinerte Nase eine Weiblichkeit, die absichtlich oder ungewollt in die Infantilität zurückreicht. Man kann noch weitergehen und sagen, daß in der Malerei vorab schon jeder Gegenstand, und wenn es sich nur um ein bescheidenes Stillleben handelt, emblematisch wirkt und damit symbolhafte Bedeutungen auf sich zieht. Bei den flämischen Malern ist das Stilleben Opulenz und eine obstinate Diesseitigkeit. Die paar Dinge auf einem Tisch machen Gottes Thron den Garaus.

Gemalte Pferde reiten

Zusammengefaßt: die Malerei, entgegen der puristischen Verordnung, entgegen aber auch den von der Wortwelt herrührenden Einwänden, ist eine Sprache. Sartre hat in »Was ist Literatur« die Malerei eine nicht-bedeutende Kunst genannt, was zutrifft, setzt man sie in ein Verhältnis zur Prosa. Genauso gut kann man sie ins Verhältnis zur Rohkost oder zur Fahrradindustrie setzen. Wenn Sartre sagt, man male keine Bedeutungen, man setze Dinglichkeiten ins Bild, eine von den Eigenqualitäten der Dinge beherrschte Schweigsamkeit, so trifft das insofern nicht zu, als der Maler sich ein Sujet wählt und mit dem Sujet die ihm eigene Sprache anbahnt. Selbst eine simple Gartenszene, wie Monet sie auf das Bild im Jeu de Paume gemalt hat, bringt nicht nur Dinge, sondern deren Formulierung auf die Leinwand. Von nah gesehen, ist die Teekanne ein Geschmier, von weitem ist sie Zinn oder Silber, wie es genauer nicht darzustellen ist. Das ist doppeldeutig, gleichermaßen aber ein Sprachmoment. Es stimmt schon, die Teekanne spricht anders als Frédéric in der *Éducation sentimentale*. Aber was passiert, wenn Flaubert plötzlich ein stehendes Bild in seine Prosa einbringt: das Landhaus der Arnoux zum Beispiel, wo unter der Schieferhaube der Mauern an mehreren Stellen schlechtbefestigte Weinreben herabhängen wie fallende Taue?

Gegenstände und Figuren machen nicht nur in der Malerei eine Nähe geltend, die, obwohl dinglich und mehr noch, von den Kunstmitteln beherrscht, das Wort desertieren läßt. Der Gegenstand, der an seine Stelle tritt, schafft für den Maler und den Beschauer einen Dialog. Der Dialog muß richtig geführt werden. Sartres Fragen, ob »Guernica« ein einziges Herz für die spanische Sache gewonnen hat, ist abwegig: sie ähnelt der Frage, ob man das Pferd in »Las Lanzas« reiten kann.

In einem erschreckenden Maß hat man dem Beschauer die Neugier vor einem Bild dadurch auszutreiben versucht, daß man sagte, ein Bild sei ein Bild, und damit habe es sein Bewenden. Wäre es so einfach, gäbe es keine Malerei mehr, in dem Sinn, daß sie sich in eine fatalistische Materialität zurückzöge und aus der Sprachlosigkeit eine Tugend machte, eine Verfügbarkeit für Designer und Documenta-Räte, die sich stumme Bilder wünschen, um ihr, sei es korruptes, sei es begründungsloses Sprechen an solchen Bildern zu erproben.

Die Gegenstände, Umsetzungen natürlich, verleihen dem Stoff zweierlei: Inhalt und Interesse. Das Material setzt sich als Sichtbarkeit fort. Man sollte nicht zu bescheiden sein und die Herstellung der Sichtbarkeit höher veranschlagen als das, was zu sehen ist. Wer in den Bildern die Herstellung ablesen kann, kommt natürlich auf die Bezeichnung ihrer Praxis. Allein, sie muß auf ein im Bild abzulesendes Resultat führen. Max Ernsts »Europa nach dem Regen«, ein in einem amerikanischen Provinzmuseum hängendes Mittelformat, zeigt eine zerstörte Wucherung, eine vegetabile Ruinenwelt, aus der eine Anzahl von Gestalten und Fetischen, auch sie in sich zerknirschend, ragen. Das Bild ist 1940 bis 1942 gemalt, beziehungsweise im Abdruckverfahren hergestellt worden.

Aber es geht nicht nur darum, daß zwei, drei Jahre später in Europa solche Zerstörungen und Ruinen zu besichtigen waren: es geht um eine ins Bild

gebrachte Katastrophe, die Europa nach dem Regen, nach einer Sintflut also, ebenso als den Restposten eines auf Verwüstung angelegten Malverfahrens ausweist. Die auf der Leinwand festgehaltene Zeit ist zwar präsent, sie kann aber von einer anderen Zeit abgelöst werden. Es gibt nicht ein Europa nach dem Regen, es gibt deren mehrere. Hier setzt die geschriebene Sprache aus. Auch ganze Photostapel wirken nur noch fadenscheinig. Das Bild kommt, mit seiner Bedrohung und seiner Angst, in der ihm eigenen Sprache dem Beschauer näher als jede Wortmeldung. Damit zeigt die Malerei ihr Privileg. Sie kann es, dank ihrer Gegenständlichkeit, auch dort mit der Welt der Dinge aufnehmen, wo erst lange Erklärungen notwendig wären, um die so einfach gemalten Hintergedanken ans Licht zu bringen. Weil sie handfest ist, einem Tisch oder einem Schuhwerk nicht unähnlich, schafft sie Tatsachen, die insofern unvollendet sind, als ein zweiter oder dritter Blick sie verändern kann.

Ködelhude hat der Maler K.R.H. Sonderborg erfunden: es handelt sich um eine von Gott, der Welt und der Kultur verlassene Ortschaft im reformierten Norden. Daher das Fragmentarische der Texte, die aus Einfällen, Beobachtungen und, weil es in Ködelhude unmöglich ist, etwas zu Ende zu denken, aus Gedankensplittern bestehen. Einige davon sind, ausgeführt, in längere Arbeiten eingegangen.

Da wir diese Rätsel nicht durchschauen, tun wir, als hätten wir sie ausgeheckt.
Cocteau

Roman Ritter

Das Medaillon

Aus den Schatten, die in Birkenwäldern schweben
Sind diese Augen aufgestiegen wie der Glanz
Auf einem Falterflügel. Und sie leben
Wenn sie sich ruhig in die Ferne heben ganz.

In diesem Angesicht ist keine Regung schmal.
Von weißem Pelz und leichtem Haar umflossen
Halb zugewandt, erhellt von eines Lächelns Strahl:
Das Bildnis vom vergoldeten Oval umschlossen

Dich zeigt es. Und ich bin verlegen
Mit diesem Medaillon in meiner Hand.
Denn du bist eben durch die Tür getreten
Ganz unvergoldet lächelnd und zum Greifen nah
Mir zugewandt und mir doch nicht ergeben
Und meinen Versen nicht, von keinem Glanz gebannt.
Die Schatten in den Birkenwäldern schweben
Die Lichter auch, ein Kuss, ein Zank, wir sind noch da

Das schwere, leichte Ungewisse ist es, das uns eint
Und wenn es sein muß
Ungereimt.

Die Halogenlampe (Marke Lumina)

Ihr Fuß ein Transformator
Mit 199 Wicklungen aus Kupferdraht
Ihr Körper ein Gestänge
Aus millimeterdünnem Stahl
Eine kleine Röhre aus Glas
Im mattsilbernen Reflektor
Darin leuchtet das Gas

Sie war viel zu teuer
Sie leuchtet nicht heller
Als andere Lampen
Aber sie strahlt nicht. Sie gleißt nicht
Sie wird nicht matt

Eine metallene Libelle
Steht sie über meinen kurzsichtigen Augen
Und leuchtet
Über wieviele Seiten schon
Wie die Gedanken flatterten
Wie rissig wurde
Der tönerner Leib
Immer auch einen Schimmer gestreut
Auf dein Gesicht
Wie es da lebt im Schlaf

In ihren dünnen Drähten
Kreisen kühl die Atome
Und flüstern Lumina
Dein weißer Arm in der Milchstraße

Andere Lampen knipst man an
Und erschrickt
Die Halogenlampe leuchtet auf
Andere Lampen knipst man ab
Und die Nacht kommt wie ein Schlag
Die Halogenlampe erlischt

Eine kleine Dämmerung lang
Schläft der Strom ein
In den 199 Wicklungen aus Kupferdraht
Um den Eisenkern. Das Gas kühlt ab
In ihrem schlanken Gehäuse
Faltet die Libelle ihre Flügel
Lumina
Breitet weiß die Arme aus

Jetzt

Verstummt der Transformator
Der Reflektor wird dunkel
Still schwingen die Atome aus
Für eine kleine Dämmerung
Kommt die Nacht, die schnelle
Dunkle Nacht
Noch nicht an

ronald m. schernikau: ein phänomen

der kapitalismus hatte nur eine Chance: so zu tun, als sei er keiner. er würde den leuten mit dem stundenlohn erzählen müssen, sie seien herren ihrer selbst.

das hat geklappt, herzlichen glückwunsch. in den köpfen wabert eine landschaft, die so vielfältig ist und erschütternd und freudig und normal wie eben ein zuhaus. die köpfe haben ein bild, das bild sieht aus wie die köpfe wollen, die wirklichkeit macht was sie will. shakespeare, siebenundvierzigstes sonett: der wunsch, er schläft, ist dann dein bild vor mir. das bild, mein herz, erfüllt den wunsch vor dir.

der trick ist, die grausamkeit der verhältnisse nicht nur zur grausamkeit des menschen zu machen; das wäre nicht neu. neu ist: es handelt sich jetzt um die nichtgrausamkeit der verhältnisse.

die grausamkeit der verhältnisse wird geschildert in den werken von bertolt brecht; mit erledigt wird der irrtum über die grausamkeit des menschen. bertolt brecht, den ich bewundere wie nur drei vier andere, ist in dem land, in dem ich lebe, in hunderttausenden von büchern verbreitet. irgend etwas scheint nicht zu funktionieren.

abgesehen davon, daß bertolt brecht über feuchte wohnungen, schüsse gegen streiks und körperliche arbeit schreibt und es das alles bekanntermaßen nicht mehr gibt; abgesehen davon, daß wir liebe nicht mehr als insel, nur noch als kaugummi empfinden (ist teuer, amerikanisch, klebt, schmeckt nicht lange); abgesehen davon auch, daß niemand ins theater geht, das theater schlecht ist und gedichte durch den vergleich mit dem, was in der gegenwart als gedichte ausgegeben wird, wertlos scheinen — das war ja immerhin immer so; abgesehen davon also weist bertolt brecht andauernd auf die realität. die realität aber gibt es nicht mehr.

es ist sinnlos geworden, auf eine beschreibung eine gegenbeschreibung zu liefern. es ist sinnlos geworden, von gesellschaftsgesetzen zu sprechen. das wort optimismus ist eine vokabel der schwachsinnigen geworden. möglicherweise glaubt der zehnjährige vor seinen elektronischen apparaten an seinen sieg: an eine zukunft glaubt er nicht.

ich habe neulich in einem gespräch das wort unterdrückung benutzt. hinterher nahm mich einer meiner freunde zur seite und sagte: weißt du, dieses wort, diese unterdrückung: das ist oldfashioned.

er hatte recht.

schon lange ist es außerhalb der ddr unmöglich geworden, das wort verantwortung zu benutzen. auf die welt hat die ddr das monopol.

in der tagesschau des kapitalistischen deutschland kommt an erster stelle — auch zeitlich gesehen — die propaganda. behauptungen, lügen, unterstellungen zuerst. die aktuelle kamera des sozialistischen deutschland macht es umgekehrt: erst die informationen, dann die propaganda. eine freundin von mir sagt zu so etwas: süß naiv. — und allein die korrekte verwendung des konjunktivs in indirekter rede macht die bundesbürger lachen.

denn diese reihenfolge ist normal; normal ist ein begriff der statistik und besagt, daß der gegenstand am häufigsten vorkommt. am häufigsten in diesem land ist die lüge. alles, was darauf hindeuten könnte, irgendetwas sei wahr, ist lächerlich.

es gibt keine wahrheit, wer kann schon alles wissen, informationsüberfluß, ich bin wer anders als du. alles, was darauf hindeuten könnte, irgendetwas sei nicht so, wie es sein könnte, ist nicht vorstellbar. alles, was darauf hindeuten könnte, irgendetwas könnte anders sein, kommt nicht vor. es wird nicht abgelehnt oder weggeschoben oder schlecht gemacht. es kommt nicht vor.

die nächsten zehn jahre werden auch den menschen in mitteleuropa bisher unvorstellbare härten bringen: soziale, politische härten, härten in ihrer arbeit. und auch in zehn jahren wird der arbeitslose sagen: es ist gut. (...)

Franziska Wiethold

Werden die Gräben wieder zugeschüttet?

Der Kampf um die 35-Stunden-Woche

Selten sind vor oder während eines Arbeitskampfes so häufig Sieg oder Niederlage prophezeit worden; und selten war man sich hinterher so unschlüssig, wer eigentlich gewonnen hat. Der Widerspruch erklärt sich: Das Ergebnis ist mager — und trotzdem sind die Gewerkschaften stärker geworden.

Das Ergebnis: Ab 1985 wird bei der IG Metall und IG Druck und Papier die Arbeitszeit um 1 1/2 Stunde pro Woche verkürzt. Selbst wenn man unterstellt, daß diese Verkürzung im Beschäftigungseffekt voll wirksam wird, reicht sie nicht einmal aus, um die steigende Arbeitsproduktivität eines Jahres auszugleichen. Der Abbau der Arbeitsplätze wird etwas gebremst — mehr nicht.

Für den Abschied von der 40-Stunden-Woche hat die IG Metall zudem schlucken müssen, daß die Arbeitszeit flexibilisiert und in Betriebsvereinbarungen unterschiedlich zwischen 37 und 40 Stunden festgelegt werden kann; nur im Betriebsdurchschnitt müssen 38,5 Stunden gearbeitet werden.

Das bisherige Gestaltungsmonopol des Tarifvertrages — die Festlegung der Arbeitszeit für Vollzeitbeschäftigte — ist also zugunsten von Betriebsvereinbarungen aufgegeben worden, die im Vergleich zum Tarifvertrag wesentliche Schwächen haben. Betriebsräte sind schon durch das Betriebsverfassungsgesetz sehr viel enger an den einzelnen Betrieb und seine Konkurrenzsituation gebunden. Die Gefahr betriebssyndikalistischer oder sozialpartnerschaftlicher Einflüsse bis hin zu undurchschaubaren Mauseheilen ist hier größer als bei einem Tarifvertrag. Die in allen Gewerkschaften bestehende Tendenz zur Betriebsrätegewerkschaft könnte sich verstärken. Schließlich schreibt das Betriebsverfassungsgesetz bei allen Konflikten um den Inhalt von Betriebsvereinbarungen Wege der Regulierung und des Interessenausgleichs vor, die offensive Auseinandersetzungen behindern.

Allerdings ist fraglich, ob das Kapital die Flexibilisierungsmöglichkeiten so nutzen kann, daß jeglicher Beschäftigungseffekt unterlaufen wird. Denn zumindest der neue IG Metall Manteltarifvertrag für Nordbaden-Nordwürttemberg ist so formuliert, daß die Betriebsräte die zunächst eingeräumten Flexibilisierungsspielräume im zweiten Schritt durch Kontrollmöglichkeiten und Korsettstangen so einengen können, daß sie für das Kapital wieder fast uninteressant werden. Diese Widersprüche sind Begleiterscheinungen eines mühseligen Kompromisses, in dem beide Seiten am Schluß unter Einigungszwang standen und sich deshalb gegenseitig auch Fußfängeln einbauen konnten.

Die Unternehmen werden zunächst beim Gros der Beschäftigten die Finger von Flexibilisierungsmöglichkeiten lassen. Sie werden wahrscheinlich in Teilbereichen außerhalb der klassischen Produktion (die von Betriebsräten z. T. auch zu wenig beachtet werden) beginnen, unterschiedliche, even-

ell auch schwankende Arbeitszeiten zu erproben: z. B. 40-Stunden-Woche für qualifizierte Beschäftigte wie Ingenieure, bei denen Neueinstellungen vermieden werden sollen; und dafür 37 Stunden bei billigeren Beschäftigten, bei denen es von der Arbeitsorganisation her geht (z.B. Kantine, Schreibkräfte). Die vorübergehend höheren Lohnkosten (die Beschäftigten mit 37 Stunden bekommen zunächst ihr bisheriges Monatseinkommen weiter, als ob sie 38,5 Stunden arbeiteten) wären verkraftbar.

Nur wie lange hält das an? Wieviele Betriebsräte werden wirklich regelmäßig die Einhaltung des Betriebsdurchschnitts von 38,5 Stunden und den Ausgleich im 2-Monatsrhythmus bei ungleich verteilter Arbeitszeit kontrollieren? Wieviele Betriebsräte, gerade außerhalb der Streikbezirke, werden vielleicht sogar die von der IG Metall eingebauten Fußangeln »übersehen«, weil sie den »betriebswirtschaftlichen Sachzwang« zur Flexibilisierung schon selber internalisiert haben? Wann gewöhnen sich Betriebsräte und Gewerkschaften an die ersten »kleinen« Versuche und finden sie gar nicht so schlimm? Die Unternehmer werden es dann bei den nächsten Tarifverhandlungen Ende 1986 leichter haben, weitergehende Flexibilisierungsmöglichkeiten durchzusetzen.

Schon der im Sommer abgeschlossene VW-Tarifvertrag geht einen Schritt weiter: Alle Beschäftigten arbeiten zwar 38,5 Stunden, aber die neun Freischichten können unregelmäßig über das ganze Jahr verteilt werden. VW kann also saisonale Schwankungen auffangen und damit evtl. Arbeitsplätze einsparen.

Die IG Druck und Papier konnte in ihrem Manteltarifvertrag die Wochenarbeitszeit von 38,5 Stunden für alle Beschäftigten festschreiben. Das kostete sie eine Woche länger Streik, aber das war es ihr auch wert. Flexibilisierungsmöglichkeiten gibt es allerdings auch. Die 38,5 Stunden können durch Schichtpläne für einen Zeitraum bis zu einem Halbjahr unterschiedlich verteilt werden. Diese Möglichkeit bestand allerdings schon immer und wurde vor allem in Bereichen mit starken regelmäßig wiederkehrenden Schwankungen (Druck von Monatszeitschriften, Katalogen usw.) genutzt. Trotzdem: Für die kommenden Tarifaufinandersetzungen ist wichtig, daß nicht nur der Leber-Kompromiß, sondern auch der DruPa-Kompromiß existiert. Denn es folgen jetzt vor allem die großen Dienstleistungs- und Verwaltungsbereiche (Öffentlicher Dienst, Einzelhandel usw.), für die eine Flexibilisierung à la Leber wesentlich gefährlicher wäre.

Als zweite Kröte schluckten beide Gewerkschaften, daß 1984 und 1985 durch niedrige Nominalerhöhungen die Realeinkommen noch einmal gesenkt werden. Es konnte noch nicht einmal der Verteilungsspielraum ausgenutzt werden, durch den Arbeitszeitverkürzung und Einkommenssicherung lohnkostenneutral hätten finanziert werden können: Nutzung der Preissteigerungsrate für die Erhöhung der Monatseinkommen und Nutzung der Arbeitsproduktivität für die Finanzierung der Arbeitszeitverkürzung. Der volkswirtschaftliche Anteil der Lohnquote wird also weiter sinken. Und die abhängig Beschäftigten müssen eine magere Arbeitszeitverkürzung mit nochmaligem Einkommensverlust bezahlen.

Die 35-Stunden-Woche im Bewußtsein der Mitglieder

Als die IG Metall und die IG Druck und Papier die Verhandlungen begannen, war die Skepsis in vielen Betrieben noch groß.

Die 35-Stunden-Woche mit vollem Lohnausgleich hielten viele für nicht durchsetzbar, weil zu teuer. Und diese Skepsis stützten sie auf ihre Erfahrungen mit den Tarifrunden der letzten Jahre. Schließlich hatten die Tarifierhöhungen noch nicht mal die Preissteigerungen der letzten Jahre ausgeglichen. Woher also jetzt plötzlich die Kraft nehmen? Ähnlich wurde der Arbeitsplatzeffekt der 35-Stunden-Woche beurteilt. Die Befürchtung, daß man dann noch schneller arbeiten müsse, beruhte auch nicht nur auf Bildzeitungs-Argumenten. Schließlich hatten Gewerkschaften und Betriebsräte in den letzten Jahren die massive Arbeitsplatzvernichtung durch Rationalisierung und Steigerung der Arbeitsintensität nicht verhindern können; wieso sollten sie jetzt glaubhaft machen können, daß sie die Unternehmer zu Neueinstellungen zwingen könnten?

Alles in allem war die Ansicht verbreitet: »Die Forderung nach 35 Stunden ist gut gemeint. Aber wir sind zu schwach, die Unternehmer zu stark.«

Hinter dieser Skepsis steckte weder eine originäre Ablehnung der 35-Stunden-Woche (wozu die Unternehmer sie machen wollten), noch allein die Manipulation durch öffentliche Propaganda (womit Gewerkschaften sich häufig herausredeten); sie beruhte wesentlich auf handfesten negativen Erfahrungen der letzten Jahre im Umgang mit den Beschäftigteninteressen, die weiter fortgeschrieben wurden. Schließlich haben Gewerkschaften und Betriebsräte z.T. hilflos und widersprüchlich auf die Krisenfolgen der letzten Jahre reagiert, dem Lohnabbau und der Arbeitsplatzvernichtung wenig entgegengesetzt. Den markigen Drohungen »Wir nehmen nicht länger hin...« folgte häufig wenig oder bestenfalls der Kampf um einen Sozialplan. Und diese Erfahrungen sind schwer zu widerlegen durch Diskussionen im Stil: »Wenn wir unsere Forderung durchsetzen, dann...«. Ja »wenn«..., damit hatten viele ihre Probleme. Auch die sehr friedlichen Tarifrunden der letzten Jahre hatten eher demobilisiert. Angeblich habe man »das Pulver trocken halten müssen und die Kriegskasse nicht vorher plündern dürfen«. Aber Kampfkraft läßt sich nicht wie Geld ansparen; um im Bild zu bleiben: »Das Schwert wird rostig, das man nicht benutzt.«

Natürlich spielte das Argument »Kosten-Weltmarktkonkurrenz-Arbeitsplatzgefährdung«, vor allem in exportabhängigen Branchen der Metallindustrie eine Rolle. Aber auch die Wirkung dieses Arguments ist u.a. Ergebnis gewerkschaftlicher Politik. Schließlich beruht die ökonomisch besondere Situation der BRD auch auf ihren dauerhaft hohen Exportüberschüssen — also der Aneignung von Monopolprofiten aus anderen Ländern und dem partiellen Abwälzen des Widerspruchs zwischen expandierender Produktion und begrenzter Nachfrage auf andere Länder. Diese besondere Situation hat es den Gewerkschaften leichter gemacht, Verbesserungen für die abhängig Beschäftigten durchzusetzen. Sie haben diese Metropolsituation auch immer zu schätzen gewußt. Kein Zufall also, daß jede nur behauptete Bedrohung der Konkurrenzfähigkeit bei Beschäftigten Unruhe und bei Funktionären einen Rechtfertigungszwang im Stil »Die deutschen Arbeitnehmer sind gar nicht teuer, die Lohnstückko-

sten bei anderen sind stärker gestiegen.« auslöst. Was — gewollt oder nicht — bestätigt, wie wichtig für das Wohl und Wehe der Beschäftigten doch die »Konkurrenzfähigkeit« ist — spricht die Profitsituation des deutschen Kapitals.

Was hätten die Gewerkschaften mit der 35-Stunden-Woche gemacht, wenn es schlechter um die Kapitalprofite bestellt gewesen wäre? Sie konnten diesem Problem ausweichen und mit Leichtigkeit nachweisen, daß die Forderung die Vorrangstellung nicht gefährde, daß die Unternehmen aufgrund ihrer Gewinnsituation die 35-Stunden-Woche leicht bezahlen könnten. Aber diese Gewinne waren ja auf Kosten der abhängig Beschäftigten und ihres Lebensstandards erhöht worden. Und es hatte deshalb einen fatalen Beigeschmack, wenn stolz verkündet wurde, daß es den Unternehmen nun wieder so gut ginge, daß sie die 35-Stunden-Woche finanzieren könnten; als ob man nun für die »Opferbereitschaft« der letzten Jahre — nämlich der »maßvollen Tarifpolitik« — belohnt werden wollte statt zuzugeben, daß das mühsam wieder zu erkämpfen ist, was man sich davor hat abnehmen lassen.

Insgesamt zeigen diese Schwierigkeiten bei der Mobilisierung, mit welcher Vorgeschichte die Gewerkschaften in diese Auseinandersetzung gingen: Die Jahrzehnte der Hochkonjunktur und der überwiegend kampflos durchgesetzten Verbesserungen hatten bei fast einer ganzen Generation die Illusion eines krisenfreien bzw. steuerbaren Kapitalismus geweckt, der durch Gewerkschaften sozial verträglich gemacht werden kann. Auf die folgenden Jahre der Dauerkrise und Massenarbeitslosigkeit reagierten die Gewerkschaften zunächst hilflos und widersprüchlich — einerseits erbittert, wie schnell Unternehmer und Regierung die »Errungenschaften der letzten Jahrzehnte« wieder kassierten, den Kapitalismus ziemlich unverträglich machten und auch »maßvolle« Gewerkschaftsvorschläge nicht sonderlich ernst nahmen; andererseits immer noch voller Hoffnung, doch noch einen gemeinsamen Ausweg aus der Krise zu finden und damit der harten Konfrontation entgehen zu können.

Es gab aber auch eine andere Gruppierung in den Gewerkschaften, die schon seit Jahren versuchte, endlich einen konsequenten Kampf gegen das Kapital und die staatliche Wirtschaftspolitik aufzunehmen und damit auch die Beschäftigten aus ihrer Resignation und Vereinzelung herauszuholen. Für sie bekam die Forderung nach der 35-Stunden-Woche eine fast symbolische Bedeutung, wurde als Forderung mit antikapitalistischen Zielen fast überfrachtet und streckenweise zum »Jahrhundertkampf« hochstilisiert. Aus manchen Appellen — »letzte historische Chance...« — sprach der Mut der Verzweiflung. Aber das war verständlich. Denn um den Teufelskreis von Zurückstecken, Resignation, geringer werdender Kampfkraft, Zurückstecken zu durchbrechen, bedarf es mehr als nur kühler Einsicht, sondern auch einer großen Hoffnung, die sich an einem gemeinsamen Ziel konkretisieren kann.

Es dauerte lange, bis sich diese Gruppierung durchsetzte und die IGM (bei der DruPa war die Entscheidung schon lange gefallen) sich auf die Schwerpunktforderung nach 35 Stunden und damit eindeutig gegen das Kapital festlegte. Und es dauerte noch einmal, bis die IGM begann, auch den Arbeitskampf ernsthaft vorzubereiten. Kein Wunder also, daß viele

Mitglieder bei diesem Hin und Her die Durchsetzungskraft ihrer Gewerkschaft skeptisch beurteilten.

Aber als die Gewerkschaften endlich mit dem Arbeitskampf ernst machten, entwickelte sich Kampfkraft. Das klingt nur scheinbar tautologisch; es zeigt den Doppelcharakter von Skepsis und Resignation, hinter der sich immer auch Hoffnung verbirgt, die durch Enttäuschungen und Alternativlosigkeit überlagert ist. Nun bot sich eine Alternative zu der bisherigen Vereinzelung und Machtlosigkeit; die Einschätzung, daß die Gewerkschaften sich nicht trauen, wurde widerlegt. Es gab scheinbar schizophrene Situationen, in denen Beschäftigte, die nach wie vor skeptisch waren, trotzdem die Tarifaueinandersetzungen voll unterstützten: für sie war dieser Tarifkampf der Ansatzpunkt, endlich aus dem Prozeß des Zurücksteckens, der Vereinzelung und Angst herauszukommen.

Nach bisherigen Einschätzungen ist der Tarifauebschluß zwar mit Kritik — wie auch die Urabstimmungsergebnisse zeigen — aber nicht mit dem Gefühl einer Niederlage aufgenommen worden. Viele Arbeiter und Angestellte hatten, gerade nachdem die Unternehmer das Tabu der Wochenarbeitszeitverkürzung so hoch gespielt hatten, sich und ihren Gewerkschaften nicht zugetraut, daß sie überhaupt eine Wochenarbeitszeitverkürzung mit Lohnausgleich durchsetzen und einen Arbeitskampf so lange durchhalten würden. So sind viele Hoffnungen Realität geworden, viele pessimistische Einschätzungen sind widerlegt.

Wie lange hält diese Erfahrung? Niemand sollte auf eine Automatik nach dem Motto »nichts wird mehr so wie vorher« hoffen. Denn die Lernprozesse aus Arbeitskämpfen sind nicht immer dauerhaft. Die neuen Streikerfahrungen können bald wieder von der alten Realität überlagert werden, wenn sich im Betrieb nichts ändert, wenn hier wieder die alten Erfahrungen der Kapitalmacht, des Arbeitsplatzabbaus, der täglichen kleinen Schikanen dominieren, die alten Rituale der Konfliktregulierung wieder aufgenommen werden.

Es muß sich noch erweisen, ob der Arbeitskampf wirklich ein Schritt zur Wende gewerkschaftlicher Politik war oder ein Kraftakt, dem wenig folgt, weil man im Nachhinein Angst vor der eigenen Courage und der sich entwickelnden Eigendynamik bekommen hat.

Das wird sich nicht vorrangig in den Gewerkschaftsspitzen, sondern eher in der alltäglichen Politik in den Betrieben entscheiden; z. B. an der Frage, wieviele Sonderschichten jetzt gemacht werden, um die ökonomischen Folgen des Streiks »aufholen« zu können; wie die Flexibilisierungsregelungen umgesetzt werden; wie man mit dem Unternehmer umgeht, der die Belegschaft »kalt« oder »heiß« ausgesperrt hat. Wenn wieder Ruhe einkehren sollte, werden über kurz oder lang doch viele ernüchtern die Rechnung aufmachen: Ein langer und harter Streik und dafür 1 1/2 Stunden Arbeitszeitverkürzung und Reallohnabbau — hat sich das gelohnt?

Die Kapitalstrategie

Häufig war während und nach dem Streik zu lesen, das Kapital hätte in geschlossener Front die Gewerkschaften zerschlagen und handlungsunfähig

hig machen wollen.

So einfach war es nicht. Weder war sich das Unternehmerlager so einig; noch wollte die Mehrheit die Gewerkschaften zerschlagen. Eher wollten sie sie einbinden in eine rechte, korporative Politik, also als Integrationsinstrument zur Kanalisierung sozialer Konflikte benutzen. Und dafür taugen geschlagene Gewerkschaften nicht. Warum waren z. B. Arbeitgeberverbände ohne jeden Arbeitskampf bereit, mit mehreren Gewerkschaften zusätzlich zu einer Lohnerhöhung von 3,3% Vorruhestandsregelungen abzuschließen, die in wesentlichen Punkten besser als die gesetzlichen Mindestregelungen sind? Warum bekam die IG Chemie eine Tarifierhöhung von 4%? Und warum versuchte Gesamtmetall von Anfang an, die IG Metall mit einer Vorruhestandsregelung zu ködern?

Die herrschende Ideologie im deutschen Kapitalismus fußte im Gegensatz zu USA und England nie sehr stark auf dem Manchesterkapitalismus (*»vernünftig ist, wenn der Stärkere sich durchsetzt«*); sie stützte sich eher auf ein patriarchalisches Weltbild, in dem es zwar Starke und Schwache gibt, aber Staat und Unternehmer sich auch um die Schwachen kümmern; und in dem Gemeinwohl weniger durch sozialdarwinistischen Kampf, also Unterdrückung und offene Macht, sondern eher durch Opferbereitschaft und freiwillige Unterordnung unter das große gemeinsame Ziel durchgesetzt wird. In dem Maße, wie die Arbeiterklasse sich eigene Organisationen schuf, standen Kapital und Regierung natürlich immer wieder vor der Alternative *»zerschlagen oder durch Einbindung befrieden«*. Dieses Problem wurde in den einzelnen historischen Phasen sehr unterschiedlich gelöst. In der BRD gelang es aber — auch aufgrund der Hochkonjunktursituation — weitgehend, die Gewerkschaften in Form einer korporativen Zusammenarbeit einzubinden. Der Vorteil dieser Politik: größere Berechenbarkeit im Umgang mit Beschäftigten und Interessenvertretern; Kanalisierung betrieblicher Konflikte; höhere Arbeitsproduktivität, soweit auch die Beschäftigten sich mit diesem Staat, dieser Wirtschaftsordnung, *»ihrem«* Unternehmen identifizieren, da Identifikation mit der Arbeit meist bessere Ergebnisse bringt als Druck und Peitsche. Nicht von ungefähr reden weitblickendere Unternehmer vom Produktionsfaktor *»Betriebsfrieden«*.

Nur: diese Identifikation und Einbindung muß eine materielle Basis haben; Opferbereitschaft und Unterordnung müssen sich lohnen; Aufstiegs Hoffnungen z. B. können nur erhalten bleiben, wenn es ab und zu mal einer schafft. In den Jahren der Hochkonjunktur war das kein Problem; in den ersten Jahren der Krise nach 1975 konnte noch an die Opferbereitschaft und die gemeinsamen Anstrengungen zur Überwindung *»weltwirtschaftlicher Verwerfungen«* appelliert werden.

Diese Ideologie der Einbindung wurde brüchig, als die versprochenen Arbeitsplätze ausblieben und die Unternehmer — die Gunst der Arbeitslosigkeit nutzend — in den Betrieben rabiät Freiräume strichen und damit Sozialpartnerschaftsillusionen zerstörten. Es wechseln Angst und Konkurrenzdruck mit kleinen Rebellionen und rückläufiger Arbeitsbereitschaft. Noch ist es ruhig in den Betrieben, aber eher mangels Alternative und Kampfperspektive als durch Identifikation.

In dem Maße, wie die Forderung nach der 35-Stunden-Woche eine solche Kampfperspektive bot, mußte das Kapital etwas dagegensetzen, um die Be-

triebsräte und Gewerkschaften auf einen *»gemeinsamen Weg«* festzulegen und die zunehmende Unruhe und Konfliktbereitschaft zu kanalisieren. Ihr Angebot: Vorruhestandsregelung und Flexibilisierung.

Mit der Vorruhestandsregelung soll die durch Arbeitsplatzvernichtung entstehende Arbeitslosigkeit gemildert und sozial abgefedert werden. Der Vorteil für die Unternehmen: Die Beschäftigungswirkung ist wesentlich geringer als bei der 35-Stunden-Woche, aber auf den ersten Anschein einsichtiger: *»die Älteren machen den Jüngeren Platz«*. Die Vorruhestandsregelung ist billiger, da Lohn- und Gehaltskosten sich die Bundesanstalt für Arbeit, der betroffene Arbeiter oder Angestellte und der Unternehmer teilen. In dieser Kostenaufteilung manifestiert sich auch die entsprechende Ideologie: Arbeitslosigkeit als gemeinsames, von allen oder niemandem verursachtes Problem, das durch gemeinsame Opferbereitschaft beseitigt werden muß. Schließlich lassen solche Lösungen in der betrieblichen Arbeitsorganisation alles unverändert; die Betriebe entledigen sich sogar noch glatter als bisher des Problems, daß ältere Beschäftigte der steigenden Arbeitshetze immer weniger gewachsen sind. Die Arbeitshetze findet ihr Ventil in der Hoffnung, früher als jetzt in Rente gehen zu können.

Das für die Gewerkschaften Verführerische an dem Konzept war zusätzlich, daß Kapital und Regierung es *»frei Haus«* anboten. Man konnte einem Konflikt aus dem Wege gehen. Doch: je konkreter und pragmatischer die Vorteile der Vorruhestandsregelung geprüft wurden, desto mehr lösten sie sich in Luft auf. Vor allem in großen Industriebetrieben war sie in Form der sog. 59er Regelung schon längst ausgereizt; es gab kaum noch Beschäftigte über 58 Jahren. Ähnlich war es mit dem Vorschlag, Vollzeit Arbeitsplätze in Teilzeit umzuwandeln, also die Arbeitszeit ohne Lohnausgleich zu verkürzen. Nur eine Minderheit der Beschäftigten kann sich das leisten. Und viele Unternehmen sind von ihrer Arbeitsorganisation her dazu auch gar nicht bereit.

Die große Alternative zur 35-Stunden-Woche boten also beide Konzepte nicht — zumindest nicht für diejenigen Gewerkschaften, die an dem Anspruch festhielten, Arbeitslosigkeit wirksam und ohne zusätzliche Einkommenseinbußen zu bekämpfen. Eine für das Kapital ungefährliche und billige, aber trotzdem attraktiv erscheinende Strategie gegen Arbeitslosigkeit gibt es halt nicht so häufig.

Nachdem IGM und andere Gewerkschaften sich auf den Schwerpunkt der 35-Stunden-Woche festgelegt hatten, standen die Unternehmensverbände vor der schwierigen Frage, wie zu reagieren sei:

Die Peitsche gegen die Gewerkschaften zu schwingen, konnte riskant sein; denn damit kündigte man den sozialen Frieden und setzte evtl. eine Radikalisierung in Gang, die den gewerkschaftlichen Gruppierungen Recht gibt, die schon länger eine harte Gangart gegen das Kapital forderten. Im übrigen hatten große Unternehmen schon längst durchgerechnet, wie man die Wochenarbeitszeitverkürzung durch Mini-Einstieg und Lohnverzicht möglichst billig machen und zusätzlich zu einem Tauschgeschäft gegen tarifliche Flexibilisierungsmöglichkeiten nutzen könne, die den betrieblichen Machtspielraum auf Kosten kollektiver Regelungen vergrößern helfen.

Aber so unvorbelastet ließ sich die Rechnung nicht mehr aufmachen. Denn die Verkürzung der Wochenarbeitszeit war für beide Seiten weit über

ihre ökonomische Bedeutung hinaus zum Symbol geworden; die Gewerkschaften hatten sich mit dieser Forderung explizit gegen das Kapital, gegen eine weiterhin korporative Politik unter seiner Führung entschieden; und alleine diesen Fakt zu akzeptieren, hieße, den Gewerkschaften nachzugeben und diese Loslösung von den Kapitalinteressen straflos durchgehen zu lassen.

Eine sonderbare Situation; und nur sie erklärt, warum die gleichen Unternehmen, die schon profitable Konzepte für eine flexible kürzere Wochenarbeitszeit erarbeitet hatten (z. B. BMW, VW), in der Tarifaufeinandersetzung die Peitsche schwingen.

Letztlich legten sich die Unternehmerverbände auf die Linie fest, IGM und DruPa auf den Kurs der »vernünftigen Vorruhestandsgewerkschaften« zu zwingen, wobei sie davon ausgingen, daß die beiden Gewerkschaften in einem langen und massiven Arbeitskampf mangels Mitgliederunterstützung und mangels ausreichender Unterstützung durch DGB und andere Gewerkschaften nicht lange durchhalten könnten. Und diesen Druck gedachten die Unternehmer bei der IGM noch zu verschärfen, indem sie im Gegensatz zu früheren Streiks die Läger vorher räumten, damit bewußt und sofort den Produktionsausfall in den Schwerpunktbetriebsbetrieben auf vor- und nachgelagerte Betriebe ausdehnten und die betroffenen Beschäftigten kalt aussperrten. Dieser Schritt — gekoppelt mit dem »Franke-Erlass« (der Weigerung der Bundesanstalt für Arbeit, an die kalt Ausgesperrten Geld zu zahlen) — setzte die IGM in der Tat erheblich unter Druck.

Die Gesamtstrategie war teuer und riskant; und sie ist nicht aufgegangen: Zunächst unterschätzten die Unternehmer die Mobilisierung, die gerade durch den Arbeitskampf und durch die harte Konfrontation entstand. Sie unterschätzten auch die Solidarisierungsprozesse im DGB und zwischen den Gewerkschaften. Ein DGB kann es sich nicht leisten, daß seine größte Gewerkschaft so vorgeführt werden soll. Die massiven Angriffe der Unternehmer und die allzu offenen Spaltungsversuche in »vernünftige und unvernünftige« Gewerkschaften zwangen quasi alle Gewerkschaften in eine Solidarität, vor allem vor Ort, wo die ideologischen Differenzen zwischen Vorruhestand und 35-Stunden-Woche häufig gar nicht so deutlich waren.

Etwas schlechtes Gewissen mag bei dieser für den DGB trotz aller Unzulänglichkeiten und Halbherzigkeiten ungewöhnlichen Solidarisierung eine Rolle gespielt haben. Vielen Funktionären aus den »Vorruhestandsgewerkschaften« war natürlich klar, warum sie so schnell und kampfflos ihre Tarifabschlüsse bekamen: gerade weil IGM und DruPa einen massiven Arbeitskampf führten, in dessen Zusammenhang die anderen Gewerkschaften als Köder benutzt wurden.

Der zweite Schachzug der Unternehmer — die völlig ungenierte, offene Zusammenarbeit mit der Bundesregierung vor allem in Bezug auf den Franke-Erlass — ist ebenfalls letztlich gescheitert. Die Ausnutzung des § 116 Arbeitsförderungsgesetz und seiner Ausführungsbestimmungen war zu grobschlächtig, bzw. die Sozialgerichte waren noch zu wenig an die Kandare genommen, so daß diese Strategie schon an den gegenläufigen Urteilen der Landessozialgerichte Hessen und Bremen scheiterte. Damit schwang die Stimmung um: Nicht nur, daß die kalt Ausgesperrten finanziell wieder abgesichert waren — das Ganze bekam jetzt auch in der Öffentlichkeit den Beigeschmack von Rechtsbeugung und übler Kumpanei zwi-

schen Unternehmern und Regierung. Sie hatten einen sehr empfindlichen Punkt im Bewußtsein der Beschäftigten und in der politischen Grundauffassung der Gewerkschaften verletzt — das Vertrauen auf die prinzipielle Neutralität des Staates in Tarifaufeinandersetzungen und seine Rechtsstaatlichkeit.

Diese Staatsauffassung — »dieser Staat ist unser Staat« — hat eine lange deutsche Tradition auch in der Arbeiterbewegung; deshalb war es wirkungsvoll, die Regierung als scheinbar neutrale Instanz, als Vertreterin des Gemeinwohls gegen die 35-Stunden-Woche einzusetzen. Aber der Franke-Erlass spätestens — Lehrstück in Sachen »Stamokap« — überstrapazierte das Verständnis von neutralem Staat und neutraler Bundesanstalt für Arbeit. Sozialstaatsillusionen zu erhalten, setzt voraus, daß nicht die gesamte ökonomisch-politische Macht offen ausgespielt wird, also noch Raum für Illusionen bleibt. Helmut Schmidt, Franz-Josef Strauß und Josef Stigl hätten das besser gekannt.

Nachdem die Kapitalstrategie in wesentlichen Punkten gescheitert war, standen die Unternehmerverbände vor der Alternative »Nachgeben beim Tabu der 40-Stunden-Woche oder massive Front gegen den gesamten DGB machen«. Dabei mußten sie einkalkulieren, daß der DGB nicht mehr drumherumkäme, zu bundesweiten Solidaritätsstreiks aufzurufen. Es begann mit der Phase des geordneten Mini-Rückzugs — keine Ausweitung der Aussperrung trotz mehrfacher Ankündigung — und endete bei der Leber-Schlichtung; woraufhin der DGB die Planung für Solidaritätsstreiks außerhalb der IGM-Streikbezirke auch brav zurückzog.

Der Abschluß, der dann durch den Leber-Kompromiß herauskam, ähnelt in der Struktur dem, was diejenigen Unternehmer (Sprachrohr Handelsblatt) von vornherein einkalkuliert hatten, die einen harten Konflikt wegen der damit verbundenen Mobilisierungs- und Radikalisierungsgefahren vermeiden wollten. Aber auch sie haben verloren. Denn der Sinn dieser »weichen« Strategie war ja gerade, die Gewerkschaften von einem Arbeitskampf abzuhalten und damit wieder stärker an die Kapitaleseite anzubinden. Außerdem hätten die Unternehmer mit großer Wahrscheinlichkeit ohne Arbeitskampf weitergehende Flexibilisierungsmöglichkeiten bekommen, da die Gewerkschaften vor dem Arbeitskampf ihre eigene Kraft skeptischer einschätzten. Nun mußten sie einen Tarifvertrag mit ziemlich uneffektiven Flexibilisierungsmöglichkeiten abschließen, der zudem Ergebnis eines harten und sich politisierenden Arbeitskampfes war und damit Beweis gewerkschaftlicher Stärke.

Bilanz

Wäre beim Abschluß mehr drin gewesen, wie man gewöhnlich fragt? Mit Sicherheit ja, wenn die IG Metall in den letzten Jahren mehr mobilisiert hätte, wenn die Beschäftigten also mit weniger Skepsis gegenüber ihrer Kampfkraft die Tarifrunde begonnen hätten; wenn die IG Metall sich auf eine flexible Streiktaktik eingestellt hätte, die — ähnlich wie bei der IG Druck und Papier — einerseits einen längeren Arbeitskampf und eine stärkere Einbeziehung von Betrieben über zwei Bezirke hinaus möglich ge-

macht und andererseits den Unternehmern eine einheitliche Gegenstrategie schwerer gemacht hätte; wenn der DGB konsequenter gewesen und im gesamten Bundesgebiet einheitlich zu Solidaritätsstreiks aufgerufen hätte; wenn die IG Metall nicht zu Beginn der Tarifrunde noch so lange (u. a. auch durch die Spitzengespräche) ihre Hoffnung auf eine friedliche Lösung und Kompromißbereitschaft gezeigt und damit nicht noch Zweifel an der Kampfnotwendigkeit oder Skepsis über ihre Kampfbereitschaft bestärkt hätte; wenn...

Ja, wenn die IG Metall und der DGB in ihren politischen Mehrheiten nicht so wären, wie sie es nach ihrer 35-jährigen Nachkriegsgeschichte sind.

Daß die Gewerkschaften — mit Ausnahme der IG Druck und Papier, die sich realistisch auf die Auseinandersetzungen vorbereitet hatte — streckenweise Angst vor ihrer eigenen Courage hatten und lange noch auf den rettenden Ausweg hofften, kennzeichnet den Widerspruch, in dem sie sich augenblicklich befinden: Die Erschütterung alter politischer Orientierungen, die Suche nach einer neuen Orientierung, aber gleichzeitig die Hoffnung, doch wieder auf den alten friedlichen Weg zurückkehren zu können.

Dieser Tarifikampf war ein Schritt über die bisherige Gewerkschaftspolitik hinaus; es war der erste offensive Kampf gegen Unternehmer und Regierung in den 80er Jahren. Markiert er eine Wende?

Das bleibt abzuwarten. Es hängt davon ab, wie stabil die gesammelten Erfahrungen sind, wie Lernprozesse weitergeführt werden. Es hängt wesentlich auch davon ab, was Unternehmer und Regierung daraus gelernt haben. Und hier sind erste Korrekturen sichtbar. Den Gewerkschaften wird seltener als vorher die Schuld am Konjunkturabschwung in die Schuhe geschoben — eher wird betont, wie eifrig man gemeinsam in Sonderschichten daran arbeite, die Streikfolgen wieder auszubügeln. Viele Unternehmen haben sich nach Streik-Ende an die Beschäftigten gewandt, Tenor: »Aufeinander zugehen, Gräben zuschütten.« Alle loben die Tarifabschlüsse. Helmut Kohl hat auf dem Chemie-Gewerkschaftstag seine Äußerungen zur 35-Stunden-Woche als unglücklich bezeichnet. Und Günter Döding publiziert den Vorschlag, doch an die Tradition der gemeinsamen Kamingesprache von Helmut Schmidt anzuknüpfen, bei denen Arbeitgeber, Regierung und Gewerkschaften sich außerhalb offiziellen Drucks austauschen und näherkommen könnten. Die Regierung hat lauthals, der DGB etwas verhalten zugestimmt.

Wird es wieder ruhig?

Thesen über Macintosh

1

Wer einen Menschen des anderen Geschlechts zu gewinnen wünscht (früher nannte man das »Werbung«), der stellt — je nachdem, was er hat — seine körperlichen, geistigen oder finanziellen Qualitäten zur Schau. All das ist ein bißchen plump; ein feineres Gemüt könnte sich abgestoßen fühlen wie von einer Attacke. Darum unterlaufen ganz Geschickte diesen Anlaß zur Angeberei, indem sie Witze machen.

2

So ein geschickter Witz kann wie ein Angriff sein und zugleich ein ironischer Kniefall. Es gilt, jenes Je ne sais quoi zu entfalten, das da Charme heißt, dieses Blade-Running zwischen Selbstentblößung und Spott, die nur durch Trial und Error erlernbare Kunst der Koketterie.

3

Ein Witz ist ein Tabubruch, welcher sich im Augenblick als gerinfügig herausstellt, wodurch der Schock sich im Lachen entladen kann.

Ein Beispiel: Der Schotte Macintosh ist auf einer deutschen Fete zu Gast. Er ist im Kilt. Man langweilt sich. Da tritt Macintosh ganz nahe an die Königin der Nacht heran und flüstert: Es wird Zeit, daß mal ein Mann den Rock fallen läßt.

4

Vielleicht kein sehr guter Scherz. Er ist parallel zu dem Werbegag konstruiert, womit Macintosh, der neue Personal

Computer von Apple, dem Kunden verliebte Blicke zuwirft: »Es wurde Zeit, daß mal ein Kapitalist die Welt verändert«, heißt es über einer Reihe von Buchrücken. Zuerst fällt »Das Kapital« von Karl Marx ins Auge, später die Nachbarn Mao Tse-Tung, Engels, Lenin, Trotzki. Als Buchstütze dient der neue Macintosh, auf dem himmelblauen Monitor ein »Hallo« in Zierschrift.

5

Ein rauher Scherz, zumal in den USA, die Bibel des Bösen gleich neben den neuesten Apple zu plazieren! Aber das befreiende, der Werbung schon erliegende Lachen folgt auf dem Fuß: Ist es nicht das allerliebste Understatement, wenn die Kapitalisten so tun, als schickten sie sich erst jetzt an, die Welt zu verändern? Ist es nicht hinreißend kokett, wenn eines der erfolgreichsten High-Technology-Unternehmen sich den finsternen, vorsintflutlichen, abgenutzten Schimpfnamen »Kapitalist« anzieht? Das eben ist die Kunst der Werbung: die kleinen Flecken auf dem Image in ebenso viele Schönheitspflästerchen zu verwandeln.

(Siehe auch die sorgfältige Beachtung der Grenzen des guten Geschmacks: Stalin fehlt.)

6

Erst nachdem der kokette Schock durch den Lachkitzel aufgearbeitet ist, tritt zutage, daß — in charmanter Verpackung — die unverschämteste Angeberei vorliegt. »Apple hat den Macintosh erfunden«, heißt es unten rechts, gleich gefolgt vom Firmen-Emblem, der abgebissenen Frucht vom Baum der Erkenntnis.

7

Dieses Emblem liebäugelte immer schon mit der Verführung durch Wissen, mit dieser zweideutigen Schlange, die das Paradies verspricht, während es zum Teufel geht. So lockt auch Mephisto, der Geist, der stets verneint und verändert, Faust in den Vertrag, der seine Seele kostet.

Dieses erotische Spiel mit dem Tabu sagt von sich: Sieh, ich bin unwiderstehlich.

8

Unwiderstehlich sind die Computer in der Tat, und sie verändern die Welt. Hilflos alle Warnschreie, ob sie sich fälschlich auf die marxistischen Bücher berufen oder auf untubare Natürlichkeit.

9

»Hallo«, meldet sich der neue Macin-

tosh, diese geronnene geistige Arbeit seiner Konstrukteure, und es soll scheinen, als wäre er oder ein angebissener Apfel jener Kapitalist, von dem im Werbetext als Weltveränderer die Rede ist.

10

Solange die Kritiker gegen ihn, die Maschine stürmen, statt gegen die Eigentümer der Maschinen, welche ihn herstellen halfen, sind sie nur die nützlich-idiotischen Werbeträger des kapitalistischen Triumphzugs.

In den Büchern, die neben dem neuen Macintosh aufgebaut sind, steht dazu das Nötige.

11

The test of the Apple is in the eating. Also: Her mit dem GANZEN Apfel!

MICHAEL SPRINGER

post scriptum: Dieser Text wurde auf einem Apple verfaßt

Peter **Brokmeier-Lohfing**, Dr. phil, geb. 1935; Prof. für Politikwissenschaft; Aufsätze und Beiträge zur Geschichte der politischen Philosophie, Sozialismustheorie. Rudolf **Burger**, Dr. der technischen Wissenschaften (Physik) Universitätsdozent für Wissenschaftssoziologie in Klagenfurt; Leiter der Abteilung für Sozialforschung im Wissenschaftsministerium in Wien; Publikationen u.a. zur Kritischen Theorie und zur Philosophie der Technik. Elias **Canetti**, aus: Die Provinz des Menschen. Aufzeichnungen 1942 - 1972. (c) 1973 Carl Hanser Verlag München. Michael **Otte**, Dr. rer. nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik in Bielefeld; Veröffentlichungen u.a.: Mathematiker über Mathematik, 1974, Herausgeber; Mathematik, die uns angeht, 1980, gem. mit anderen Autoren; Wissen als 'society of minds', Einleitungssatz zur deutschen Übersetzung von S. Papert; Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982. Hans **Platschek**, geb. 1923, Maler und Publizist; 1981 Retrospektive im Nikolay, Kopenhagen; im November erscheint als Suhrkamp-Taschenbuch 1139 »Über die Dummheit in der Malerei«. Helmut **Ridder** Dr. jur. Dr. h.c., geb. 1919, Prof. für Öffentliches Recht und Wissenschaft von der Politik in Gießen; letzte Veröffentlichung: Beiträge im Alternativ-Kommentar zum Grundgesetz, Luchterhand-Verlag 1984. Roman **Ritter**, geb. 1943, Verlagslektor. Ronald M. **Schernikau** geb. 1960; Kleinstadtnovelle, Rotbuch-Verlag 1980; Petra. Ein Märchen, Mariannen-Presse 1984. Michael **Springer**, Dr., geb. 1944, Physiker und Schriftsteller; Was morgen geschah, Roman, 1979; Bronnen, Roman, 1981; Hörspiele. Ralf **Thenior**, geb. 1945, Schriftsteller; Sprechmaschine Pechmarie, Gedichte, 1979; Der Abendstern, wo ist er hin, Erzählung, 1982; Radio Hagenbeck, Geschichten, 1984. Maria **Vonderbank**, geb. 1948, Musikerin, Chorleiterin; Texte und Lieder. Franziska **Wiethold**, geb. 1946, Gewerkschaftssekretärin.

Rudolf Burger

Die Sprache der Puppen oder Die Angst vor dem Widerspruch

Sind Digitalrechner denkbar, die bei hinreichend hoher Speicherkapazität und Schaltgeschwindigkeit und bei geeigneter Programmierung in der Lage sind, beim Imitationsspiel sich zu bewähren, d. h. mit anderen Worten, sind Maschinen möglich, die bei einem *beliebigen* Dialog von einem menschlichen Gesprächspartner nicht zu unterscheiden wären? In dieser Gestalt hat Turings Frage, Kann eine Maschine denken?, Eingang in die philosophische Literatur gefunden und wird seit mehr als drei Jahrzehnten immer wieder diskutiert.

Turing selbst hat in seiner Originalarbeit die Frage nach der Denkfähigkeit der Maschine in dieser transformierten Form — als Frage nach der maschinellen Simulationsmöglichkeit menschlichen Denkens durch eine ihm adäquate Produktion von Zeichen — *bejaht*, und mögliche grundsätzliche Einwände, die gegen diese Ansicht ins Treffen geführt werden könnten, und die im übrigen sehr unterschiedlichen Charakter haben, zu entkräften versucht. Der Schriftsteller Oswald Wiener hat die Debatte erst vor kurzem wieder aufgenommen. Er diskutiert die schon von Turings fiktivem advocatus diaboli vorgebrachten Einwände auf dem neuesten Stand der Informationstheorie und erteilt, wie Turing selbst, den apriorischen Zweiflern einen abschlägigen Bescheid.

Andere sind noch weiter gegangen und haben informationsverarbeitenden technischen Systemen, die etwa über taktile, optische, akustische, thermische und olfaktorische Sensoren mit ihrer Umwelt verbunden sind, physikalisch-chemische Reize qua Informationen aufnehmen, speichern, verarbeiten und, unter Berücksichtigung ihrer eigenen Vergangenheit und der ihrer Umweltbeziehungen, also von so etwas wie »Erfahrung«, intentional auf sie reagieren — *Bewußtsein* zugesprochen. Die solchen Systemen »künstlicher Intelligenz« dafür abverlangten Leistungskriterien wären heute schon weitgehend technisch realisierbar.

Wieder andere Autoren haben, was noch abenteuerlicher anmuten mag, im Zusammenhang der Turing-Debatte in bezug auf das Bewußtsein eine genau inverse These lanciert. Man hat nämlich erst kürzlich zu zeigen versucht, daß funktionale Äquivalente aller kognitiv-analytischen, intentionalen und selbstreflexiven Akte des menschlichen Hirns, die der Introspektion zugänglich sind, konstruktiv nachgebildet werden könnten, *ohne* daß es notwendig wäre, ein Konzept des »Bewußtseins« ins Spiel zu bringen. Der Begriff des Bewußtseins habe sozusagen keinen Referenten in der Konstruktion. Der Apparat sei, als black box betrachtet, ein zwar hochkomplexes und in gewissem Betracht selbstorganisierendes System, bleibe aber gleichwohl ein Stück tote, bewußtlose Materie. Da jedoch, bei geeigneter sensorieller Ausstattung, seine informationellen Umweltreaktionen nach

entsprechender Decodierung von sprachlichen Verlautbarungen menschlicher Intelligenz schlechterdings nicht zu unterscheiden wären, sei auch der Umkehrschluß zulässig: menschliche Subjektivität, insofern sie sich in einem rationalen Diskurs und in intentionalem Verhalten offenbare, sei ohne Verwendung der Kategorie »Bewußtsein« hinlänglich beschreibbar.

Daher könne man den Begriff überhaupt fallen lassen und sagen, so etwas wie »Bewußtsein« existiere überhaupt nicht, nicht nur in der Maschine nicht, sondern auch nicht beim menschlichen Alter Ego, der Begriff sei eine Leerformel ohne empirischen Referenten. Daß man dem Anderen im praktischen Umgang Bewußtsein zuschreibe, sei lediglich eine pragmatische Konvention, wohl auch ein Gebot der Höflichkeit, überkommen aus idealistischen Zeiten. Eine solche naive Vorstellung erleichtere zwar den Verkehr zwischen den Menschen, lasse die Welt ein wenig freundlicher erscheinen und besitze insofern ihren moralischen Wert, doch habe sie vor dem kritischen Blick des philosophierenden Ingenieurs oder des technisch informierten Philosophen keinen Bestand. Logisch berechtige uns nichts zu der erbaulichen ontologischen Überzeugung, daß die menschlichen Individuen, mit denen wir sprechend verkehren, mehr seien als gut gelungene mechanische Puppen, bar jeglichen Bewußtseins.

Aus der Annahme eines von der Maschine erfolgreich absolvierten Turing-Tests, soeben noch ein Argument für eine quasi-Subjektwerdung des Apparats, folgt hier im Gegenzug eine radikal mechanistische Theorie des Subjekts; man braucht das Argument nur in der anderen Richtung zu lesen.

An solchen Paradoxien, welche die Diskussion um den Turing-Test nur auf die Spitze treibt, wird im Grunde die Elendsgeschichte des gesamten modernen Rationalismus deutlich, der seit dem Descartschen Cogito den Verstand gegenüber der sinnlichen Erfahrung erkenntnistheoretisch privilegiert hat. Auch der Empirismus war dagegen kein Heilmittel, denn als dessen Juxtaposition war er von den komplementären Verdrängungen gezeichnet: auch er ließ Erfahrung nur als methodisch reglementierte zu. War die zeitlose Logik der Mathematik das Erkenntnisideal der Rationalisten, so galt den Empiristen die endlose Wiederholung des Gleichen im Experiment als die Bedingung aller Wahrheit. *Mit dem wissenschaftlichen Diskurs wurde gerade die Sinnlichkeit der Erfahrung aus der Erfahrung des Sinnlichen ausgeblendet.*

Gilt die Diagnose, daß das moderne Denken von einem zunehmenden Erfahrungsverlust, von einer progressiven Entsinnlichung gekennzeichnet sei, selbst für die Ausbruchversuche aus ihm, so gilt sie erst recht für dessen bürgerlichen Hauptstrom.

Nichts hat weniger mit »Natur« in einem qualitativ umfassenden Sinn zu tun, als gerade die sogenannten exakten Naturwissenschaften. In dem Maße jedoch, als deren identitätslogische, durchaus ungeschichtliche Verfahrensweisen über die Vermittlung von Technik, Industrie und Markt geschichtsmächtig wurden, gaben sie zunehmend auch das methodologische Vorbild ab für jene Wissenschaften, deren Gegenstand genuin geschichtlich ist: Für die Geistes- und Sozialwissenschaften, für die Anthropologie; für den Diskurs über den Menschen, damit aber auch für den Diskurs der Menschen.

»Man kann durchaus sagen, daß die Bourgeoisie die Sprache zur selben Zeit annektierte, als sie sich die Produktionsmittel aneignete«, schreibt George Canguilhem und fügt hinzu: »Mit der Bourgeoisie hat eine *normative Klasse* die Macht erobert«, die das, was ihrer repressiven Regelmäßigkeit nicht willfahrt, in den Bereich des Krankhaften, Perversen, Abnormalen verweist.

Das Fremde, das Andere, das Singuläre, das »Ereignis« als qualitativ Neues, damit aber Leben und Geschichte selber, der Einspruch sinnlicher Erfahrung gegen das Ideal formaler Widerspruchsfreiheit ist die Verlegenheit des szientifischen Denkens und seiner Sprache, als dessen Öffentlichkeitsform. Man verbannt es daher aus der wissenschaftlichen Rede, die allein noch Objektivität beanspruchen darf, und überläßt es der Literatur, die, als bloß subjektiver Ausdruck des Individuums verstanden, in gleichem Maße an öffentlicher Verbindlichkeit verliert, wie man ihr öffentliche Reverenz erweist. Neben der folgenreichen Ernsthaftigkeit des wissenschaftlichen Diskurses rangiert sie in der öffentlichen Wertschätzung bestenfalls als höhere, im allgemeinen aber durchaus harmlose Sparte der Unterhaltung.

In der ernsthaft — und das heißt unter bestehenden Verhältnissen: wissenschaftlich — gestellten Frage: »Kann eine Maschine denken?«, erfährt diese Entwicklung ihre äußerste Zuspitzung. Nicht die Frage selbst scheint mir so überaus interessant zu sein, sondern die Tatsache, daß sie von den avanciertesten Theoretikern heute — von Philosophen, Mathematikern, Neurologen, Linguisten, Computerexperten, ja sogar von Schriftstellern — mit bohrender Intensität diskutiert wird. Dieses Phänomen herauskehren heißt, den Turing-Test umgekehrt zu lesen: Nicht als Test der Maschine durch den Experimentator, sondern als Test des Experimentators durch die Maschine. Was sagt es über eine Gesellschaft aus, daß diese Debatte geführt werden kann, ohne auf Gelächter zu stoßen? Welcher Begriff von Denken und von Sprache muß in ihr durchgesetzt werden und in Ansätzen schon in Geltung sein, damit ihre besten Köpfe auf den Gedanken kommen können, ihr Denken sei durch eine Maschine substituierbar, und sie könnten sich mit ihr unterhalten wie mit jedermann?

Man machte es sich zu leicht, wollte man darauf mit der Trivialität antworten: Nun, ihr Denken muß eben maschinenförmig geworden sein. Man muß schon sagen, was es heißt, »maschinenförmig« denken — denn es könnte ja sein, daß wir nie etwas anderes getan haben, es aber erst jetzt, unter dem hilfreichen Beistand des Computers, zu durchschauen vermögen. Tatsächlich heißt es, daß das, was bisher regulatives Postulat des reinen Denkens gewesen ist, die Gesetze der formalen Logik, der Satz von der Identität und vom ausgeschlossenen Dritten, in seiner das Denken restringierenden Zwanghaftigkeit überhaupt nicht mehr erfahren wird. Hatte der traditionelle Rationalismus das Verständnis von Denken auf dessen sprachlich-symbolische Ausdrückbarkeit eingeschränkt — als ob es so etwas wie eine Intelligenz der Sinnlichkeit nicht gäbe —, so ist hier die zulässige öffentliche Repräsentation des Gedankens in einem kommunizierbaren Zeichensystem noch einmal entscheidend reduziert. Was bisher nur methodisches Ideal war, Norm, die als solche auch immer bewußt und damit überschreitbar blieb — sonst wäre sie überflüssig — ist in der Maschine gegen-

ständig geworden. In ihr hat verdinglichtes Denken buchstäblich sich materialisiert.

In einem gewissen Sinn ist die formale Logik die Moral des bürgerlichen Denkens — ein Gesetz aus Freiheit. Vergegenständlicht in der Maschinerie geht es der Freiheit, der es sich verdankt, verlustig, und damit der Möglichkeit, sich selbst zu überschreiten. Es wird zum Naturgesetz, gegen das zu rebellieren unmöglich ist oder als Zeichen von Wahnsinn gilt. In einer Gesellschaft, die eine elaborierte Computersprache einer natürlichen als grundsätzlich gleichwertig anerkennt — und nichts anderes bedeutete ein gelungener Turing-Test — hätte das geschichtslose, binäre Denken endgültig über das dialektische triumphiert, das jenes immer schon als Moment in sich enthält. Aber daß das Moment sich als Ganzes setzt, das Prädikat zum Subjekt sich aufwirft, ist die Grundstruktur jeglichen Fetischismus — vom sexuellen bis hinab zum religiösen. Ein Diktum wie das von Bloch: »Kein Satz ist wahr, der nicht einen Widerspruch enthält«, wäre unter der fetischisierten Herrschaft binärer Identitätslogik, dem allgemeinen Strukturgesetz jeder Computersprache, nicht einmal mehr sinnvoll denkbar, wenn sie zum mimetischen Prinzip auch der natürlichen Sprache erhoben wird — damit aber auch *Geschichte* nicht. Denn das Neue in der Geschichte, das aus den prozessierenden *Widersprüchen* des Alten entsteht, ist der Skandal der analytischen Vernunft, die den Widerspruch nur als Fehler kennt und als Defekt. Daher wäre ein als gelungen anerkannter Turing-Test zwar kein Beweis für die Subjektwerdung der Maschinerie, wohl aber ein Indikator für die Enthistorisierung des gesellschaftlichen Bewußtseins.

Der Satz von Horkheimer und Adorno in der »Dialektik der Aufklärung«: »Die Ratio, welche die Mimesis verdrängt, ist nicht bloß deren Gegenteil, sie ist selbst Mimesis: die ans Tote«, würde von einem Denken, das in der Sprache des Computers seinen ihm gemäßen Ausdruck findet, endgültig ratifiziert.

So ist das, was in der späten bürgerlichen Gesellschaft mit Recht für die Spitze ihres immanenten — d. h. technologischen — Fortschritts gilt, zugleich Anlaß ihrer tiefsten Regression. Die Rede vom »Kult«, den sie um den Computer macht, ist keine bloße façon de parler, sondern die präzise Bezeichnung eines Sachverhalts: dieser Kult ist tatsächlich praktischer Ausdruck einer Remythisierung des Denkens — wenn denn der Mythos, wie Eliade gezeigt hat, nichts anderes ist, als der Versuch, Geschichte zu vernichten.

Im Ideal der computerisierten Sprache, im Ideal vollständiger Algorithmisierung menschlicher Kommunikation, zeichnet der Traum von einer Welt sich ab, in der der Widerspruch keine Repräsentanz mehr hätte; der unmögliche Traum von einer Posthistorie, wo jeder im Grunde nur das Gleiche sagt. Denn das maschinenförmige Gerede wäre eine gigantische Tautologie.

Der Aufsatz ist die gekürzte Fassung eines Vortrags, der bei den diesjährigen Römerberggesprächen gehalten wurde.

Michael Otte

Die Gottesfurcht vorm Denken der Computer

Das Bewußtsein ist gegenständlich, Bewußtsein der Gegenstände, nicht Bewußtsein an sich. Weil es gegenständlich ist, ist es veränderlich wie die Gegenstände selbst, auf die es, sie bewußt machend, selbst auch verändernd einwirkt. Als veränderlich ist es historisch, d.h. auch zu Weiter-, vielleicht auch Höherentwicklung fähig.

»Können Maschinen denken?« In seinen bekannten Überlegungen zu dieser Frage diskutiert A. Turing Auffassungen, die dem Standpunkt, Maschinen könnten denken, zuwiderlaufen, und setzt sich in diesem Zusammenhang mit dem Argument des Bewußtseins auseinander. Bewußtsein verstanden als das Kriterium, das die Eigenheit des menschlichen Wesens am deutlichsten zum Ausdruck bringt. Turing schreibt: »Dieses Argument finden wir sehr gut dargelegt in Professor Jeffersons Lister-Vorlesung von 1949, aus der ich zitiere. Erst wenn eine Maschine in der Lage ist, ein Sonett zu schreiben oder ein Konzert zu komponieren aufgrund von Gedanken und Gefühlen und nicht durch die zufällige Konstellation von Symbolen, könnten wir davon sprechen, daß die Maschine dem Gehirn gleichkommt — das heißt, wenn sie es nicht nur schreiben kann, sondern auch weiß, daß sie es geschrieben hat. Kein Mechanismus kann Freude über seine Erfolge empfinden (und nicht einfach künstlich signalisieren, was leicht zu bewerkstelligen ist), Trauer, wenn seine Sicherungen durchbrennen, geschmeichelt sein durch Lob, mißmutig wegen seiner Fehler, angeregt durch Sex, ärgerlich oder depressiv, wenn er nicht bekommt, was er will! ... Treibt man diese Ansicht auf die Spitze, wäre der einzige Weg, mit Sicherheit herauszufinden, daß eine Maschine denkt, die Maschine zu sein und sich selbst denken zu fühlen. Man könnte diese Gefühle dann der Welt beschreiben, aber natürlich brauchte es niemand zur Kenntnis zu nehmen. Genauso wäre nach dieser Ansicht der einzige Weg zu erkennen, daß der Mensch denkt, eben dieser besondere Mensch zu sein. Dies ist in der Tat der solipsistische Standpunkt und mag die logischste Ansicht sein, die man vertreten kann, aber er macht den Gedankenaustausch schwierig«. Von daher kommt er zu dem Schluß: »Kurzum, ich denke also, daß die meisten jener, die dem Argument des Bewußtseins anhängen, eher überzeugt werden könnten, davon Abstand zu nehmen, als daß sie sich in die solipsistische Position gezwungen sähen. Ich möchte nicht den Eindruck erwecken, daß ich dächte, es gäbe kein Geheimnis um das Bewußtsein. Es gibt z.B. etwas wie ein Paradoxon bei jedem Versuch, es zu lokalisieren.« Soweit Turings Argumentation.

Da ich der Ansicht bin, daß der einzige Weg zur Kenntnis des menschlichen Denkens der ist, ein Mensch zu sein, obwohl es nicht notwendig ist, jener besondere Mensch zu sein, soll das erwähnte Paradoxon neu formuliert werden wie folgt: erst in dem Moment, da mein Wissen nicht länger mehr

meine individuelle persönliche Angelegenheit, sondern gesellschaftliches Wissen ist, ist es mein Wissen.

Selbst die persönlichste Erfahrung eines Menschen ist eine bewußte Geisteshaltung, aber nur insofern, als der Umgang mit ihr ausdrücklich gesellschaftliches Wissen einbegreift. Wissen persönlicher Art kann nur wahr sein, weil es etwas wie ein Bewußtsein an sich oder im allgemeinen nicht gibt. Andererseits ist Bewußtsein auch kein persönliches psychologisches Merkmal, sondern bewußtes Handeln. Passive Kontemplation oder Reflexion sind keine Alternativen zum Handeln.

Die Rechenmaschine könnte fragen, kann der Mensch eigentlich rechnen? Offensichtlich können Schulkinder und Menschen im allgemeinen nur sehr schlecht und unzuverlässig rechnen, und was schlimmer ist, sie rechnen »ohne Bewußtsein«, d.h. auf der Grundlage fest eingedrillter Routine. Ihre Vorgehensweise ist gewissermaßen automatisch. Daher hat man sich in unserer Kultur und insbesondere in den Schulen angewöhnt, das Rechnen auf einer niederen Stufe der mathematischen Aktivität angesiedelt zu sehen und darüber erst steht dann das Beweisen.

Die interessante Frage ist aber nun, warum rechnet der Mensch ohne Bewußtsein automatisch? Meine Antwort ist, weil er nicht die angemessenen Mittel hat, die ein bewußtes algorithmisches Denken erlauben würden. Die Mittel, die man zum Rechnen benutzt, sind im allgemeinen Papier und Bleistift. Durch eine Erweiterung des Systems der Mittel kann dieses automatisierte Verhalten gegenüber den Algorithmen aufgebrochen werden, und der Mensch die Möglichkeit gewinnen, ein bewußtes und kreativ variantenreiches Verhalten im Bereich des Algorithmischen zu entwickeln. Mir scheint dies ein deutlicher Hinweis dafür zu sein, daß die Behauptung, was die Maschine kann, kann der Mensch schon längst, sehr unsinnig ist.

Gestützt auf die Annahme, »daß eine allgemeine Vorstellung von einem abstrakten Berechnungsprozeß als Modell des Determinismus dienen kann« (Manin), sehen einige Leute einen Unterschied zwischen Mensch und Maschine, indem sie sich das Bewußtsein als »den eigentlichen Sitz des Indeterminismus« (Merleau-Ponty) vorstellen. Und ein häufig gebrauchtes Argument ist, daß eine Maschine nicht in der Lage ist, etwas zu tun ohne eine Regel, die es ihr vorschreibt. Diesem Argument hält Hofstadter entgegen: »... sowohl Maschinen wie Menschen sind aus Hardware gemacht, die ganz selbständig funktioniert, gemäß den Gesetzen der Physik. Es gibt keine Notwendigkeit, sich auf 'Regeln, die die Anwendung der Regeln erlauben' zu verlassen, weil die 'einfachsten' — Basisregeln —, jene ohne jegliche Metas vornweg, eingebettet sind in die Hardware, und sie funktionieren ohne Erlaubnis«. Neben diesem Argument wäre zu erwähnen, daß einige Maschinen einen dem Bewußtsein analogen Prozeß ausführen: sie haben nicht nur Programme, sondern wissen auch darum.

Ich stimme mit Hofstadter und anderen auf dem Gebiet der Künstlichen Intelligenz Forschenden überein bei der Widerlegung der »Illusion der Regel« (Bourdieu), aber die notwendige Reduktion auf die Gesetze der Physik zu stützen, ist nicht weniger mystifizierend, als einem illusionären allgegenwärtigen Bewußtsein zu huldigen. Das führt uns dahin, gesetzmäßige Strukturen nicht nur auf der physikalischen Ebene, sondern auch auf der Ebene des gesellschaftlichen Systems anzunehmen, die für das erkennende

Subjekt objektiv (gegeben) sind. Man mag versucht sein zu sagen: auch die Gesellschaft funktioniert ohne Erlaubnis, »ganz aus sich heraus«. Aber gesellschaftliche Strukturen sind, wie der Mensch selber, ein Produkt von Geschichte und nicht einfach naturgegeben. Determinismus gegenüber Indeterminismus, das ist keine wirkliche Alternative. Das Problem liegt nicht darin, Menschen von Maschinen zu unterscheiden, sondern eine Entwicklungsperspektive zu finden, die den Menschen und seine Evolution als eingebettet in objektive Geschichte erfaßt.

Die Gesetzmäßigkeit der Welt und des Lebens kann nur erfaßt werden, wenn man sie mit dem Begriff des hierarchisch gegliederten Systems vermittelt, eines Systems, bei dem es Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Ebenen gibt, so daß auch aktive Wirkungen von den höheren auf die niederen, wie von den niederen auf die höheren Ebenen ausgeübt werden. Anders gesprochen: man kann alle Dinge dieser Welt und alle Gesetzmäßigkeiten, die sie beherrschen und konstituieren, zum »Verschwinden bringen«, wenn man sich auf den Standpunkt von LaPlace's »unendlicher Intelligenz« stellt, »welche für einen gegebenen Augenblick alle Kräfte, von denen die Natur belebt ist, sowie die gegenseitige Lage der Wesen, die sie zusammensetzen, kennt und überdies umfassend genug ist, um diese gegebenen Größen einer Analyse zu unterwerfen«. Eine solche Intelligenz »würde in derselben Formel die Bewegungen der größten Weltkörper wie die des leichtesten Atoms ausdrücken: Nichts würde für sie ungewiß sein und Zukunft wie Vergangenheit ihr offen vor Augen liegen. Der menschliche Geist bietet in der Vollendung, die er der Astronomie zu geben gewußt hat, ein schwaches Bild dieser Intelligenz. Seine Entdeckungen der allgemeinen Schwere haben es ihm möglich gemacht, durch dieselben analytischen Ausdrücke die vergangenen wie zukünftigen Zustände zu umfassen... Dieses Streben, welches dem menschlichen Geschlechte eigentümlich ist, erhebt eben den Mensch über das Tier und seine Fortschritte auf diesem Gebiet unterscheiden die Nationen und Jahrhunderte und machen ihren wahren Ruhm aus.«

Für LaPlace findet »die Regelmäßigkeit, welche uns die Astronomie in der Bewegung der Kometen zeigt, ohne Zweifel bei allen Erscheinungen statt. Die von einem einfachen Luft- oder Dampfmolekül beschriebene Kurve ist in ebenso sicherer Weise geregelt wie die Planetenbahn: Es gibt hierin keine Verschiedenheiten als diejenigen, die unsere Unwissenheit hineinlegt. Die Wahrscheinlichkeit (und dies ist die neue Wissenschaft, die LaPlace begründen will, weil der Mensch eben nicht diese unendliche Intelligenz ist) bezieht sich zum Teil auf diese Unwissenheit und zum Teil auf unsere Kenntnisse. Weil wir eben so schwach sind, müssen wir die Welt in eine Urne verwandeln: Die Theorie des Zufalls besteht darin, alle Ereignisse derselben Art auf eine gewisse Anzahl gleichmöglicher Fälle zurückzuführen, d.h. auf solche, über deren Existenz wir in gleicher Weise im Unklaren sind, und dann die Zahl der Fälle zu bestimmen, die dem Ereignis, dessen Wahrscheinlichkeiten man sucht, günstig sind.«

Die Entwicklung des mathematischen Wahrscheinlichkeitsbegriffs ist ein erster Versuch, diese hierarchische Gliedertheit der Wirklichkeit, die den Menschen überhaupt erst die Erkenntnis der Welt vermöge der Formulierung gesetzmäßiger Zusammenhänge erlaubt, zu formulieren. Erst auf die-

ser Ebene des Systemdenkens wird die unendliche Intelligenz, der Gott usw. überflüssig.

Wir wollen uns für den Augenblick auf die Konsequenz beschränken, daß das Problem des Mensch-Maschine-Verhältnisses nicht länger erörtert werden kann durch Bezugnahme auf besondere Errungenschaften oder Einzelleistungen, sondern vielmehr ein sehr umfassendes Verständnis des Menschen und seiner gesellschaftlichen Entwicklung erfordert. Geist und Körper. Der Mensch als ein natürliches, ein gesellschaftliches und kulturelles Wesen. Maschinen mögen denken, Menschen sind sie deshalb nicht. Und abgesehen davon könnte ein weiterer Unterschied beim menschlichen Denken darin bestehen, daß er in der Lage ist, auch mit Hilfe von Maschinen und den verschiedensten Instrumenten zu denken, besonders mittels Visualisierungen aller Art.

Maschinen produzieren nicht per se Wissen und Bewußtsein, insofern als Wissen die Kenntnis darüber erfordert, daß man weiß, und die Maschine formuliert weder menschliche Ziele, noch entwirft sie geeignete Funktionen. Um ein wahres Bild von sich selbst zu bekommen, muß der Mensch sich in Bezug setzen zur objektiven Wirklichkeit, damit er sich selbst als integralen Bestandteil dieser Welt erkennt und nicht nur als ihren »äußerlichen« Beherrscher. Wenn man sich die Komplexität des menschlichen Verhaltens vorstellt als »eine Widerspiegelung der Komplexität der Umgebung, in der der Mensch sich befindet« (Simon), müssen wir bei »Umgebung« sowohl von der gesellschaftlichen als auch von der natürlichen Umgebung ausgehen. Wir können daher — im Gegensatz zu Simon — daraus nicht ableiten, »daß das angemessene Studium der Menschheit zum überwiegenden Teil die Planungs-Wissenschaft ist, nicht nur als professioneller Bestandteil einer technischen Ausbildung, sondern als Kerndisziplin für jeden freiheitlich erzogenen Menschen.«

Wir haben stattdessen die Bedeutung der theoretischen Reflexion und der Theoretisierung des Wissens zu betonen, wenn wir den Zusammenhang zwischen zielgerichtetem menschlichen Handeln und der Entwicklung des menschlichen Selbst hervorheben wollen.

Nun gibt es heute in der Bundesrepublik (wie in vielen anderen Ländern) Stimmen, die das »Ende der Aufklärung und der Herrschaft der Technik« und eine Rückkehr zu ganzheitlichem, holistischem Denken oder zur Vergeistigung der Erkenntnis etc. predigen. »Bilder anstelle von theoretischen Konzepten!« »Die Aufklärung entläßt ihre Kinder« und der Mythos, »das Unbegreifbare feiert seine Wiederkehr« (Die Zeit, 29.6.84).

Wir sollten jedoch nicht vergessen, daß Visualisierungen (wie Maschinen) Modelle sind, Darstellungen, Interpretationen, entstanden durch irgendein äußeres System und informativ nur in Verbindung mit menschlichem Handeln. Und zweitens, daß alles menschliche Handeln nur existieren kann, wenn es irgendeinen Maßstab der Effektivität gibt. Akzeptanz und Effektivität, wir brauchen beides! Und wie die Probleme mit dem Computer uns gelehrt haben, müssen wir zwischen beiden unterscheiden. Wenn D. Bohm aus einer holistischen Position heraus einen »Akt des Verstehens« fordert, »in dem wir die Ganzheit als einen tatsächlichen Prozeß erfahren, der... gerichtet ist auf die Hervorbringung einer harmonischen und planmäßigen Gesamthandlung, die sowohl das Denken als auch das,

worüber nachgedacht wird, in einer einzigen Bewegung vereinigt, in der die Zerlegung in verschiedene Teile (d.h. Gedanke und Ding) ohne Bedeutung ist«, so vergißt er, daß eine solche Gleichsetzung von Denken und Leben die Menschheit nicht nur ihres historischen Charakters und ihrer Perspektive berauben würde, sondern auch aus eben diesem Grunde die Gefahr mit sich brächte, die menschliche Freiheit selbst zu verspielen. Die Ironie daran ist, daß dies geschehen könnte aus Sorge um die menschliche Freiheit, die sich in ihrer Gegnerschaft zur Maschine selbst aufheben könnte. Eine abgehobene Sorge um »Bedeutung« (Bedeutsamkeit), ein besessenes Beharren auf definitiven »was-ist«-Fragestellungen führen zu der gleichen Mechanisierung und Begrenzung der Erkenntnisfähigkeit wie die vollständige Vernachlässigung von beidem.

Lieber Thomas,

ich komme gerade, d. h. buchstäblich vor einer Stunde aus Helsinki vom Hegel-Kongreß zurück und habe eine Stimmbandenzündung, die mir schwer zu schaffen macht. Ich möchte Dir aber dennoch schreiben. Der Vorspann dient dazu, daß Du eine bestimmte Nachsicht oder Geduld mit der möglicherweise nicht ganz klaren Ordnung dieses Briefes hast. Ich möchte im folgenden das nachholen, wozu ich vor meiner Abreise Ende August nicht mehr gekommen war, nämlich im Sinne der Fortsetzung unseres Gesprächs in Düsseldorf Dir ganz kurz zu sagen, warum ich es für wert halte, über den Artikel von Turing nachzudenken und warum dabei dieses von den Philosophen immer so hervorgekehrte Problem der Begründung, der Bewußtheit, des bewußten Verständnisses des einzig Wesentlichen einer Sache usf. einen recht problematischen Mittelpunkt darstellt.

Bewußtheit, Bewußtsein usw. sind ja immer zu finden in einer je spezifischen Balance zwischen Reflexion und Aktion. Die Aktion, die Tätigkeit usf. hat man sich aber viel zu oft nur als eine ideelle Tätigkeit vorgestellt; jedenfalls wenn man das Denken selbst reflektiert hat und nicht ganz allgemein auf die Notwendigkeit des geschichtlichen Herangehens in irgendeinem Themenzusammenhang hingewiesen hat. Der Begriff bestensfalls als Modell. So Durkheim: »Begrifflich denken heißt nicht einfach gemeinsame Merkmale einer bestimmten Anzahl von Objekten zu isolieren und zusammenzufassen; es heißt das Veränderliche dem Beständigen unterzuordnen, das Individuelle dem Sozialen«. Also, denken heißt »sehen«. Aber das Sehen zu betonen heißt sehr oft die Wirklichkeit als eben eine Vergegenständlichung des Begriffs bloß aufzufassen. Selbst wenn man nicht dieser Meinung ist, so kommt man doch dahin, zumindest stets ein *kohärentes* Gesamtbild der Wirklichkeit anzustreben und das Wesen des theoretischen Denkens in seiner Ganzheitlichkeit zu nehmen. Dies erscheint mir im bestimmten Sinne problematisch, auch wenn sich diese Ganzheitlichkeit nur auf ein einzelnes Objekt beziehen mag, weil damit immer die Gefahr eines Essentialismus verbunden ist. Dieses absolute Insistieren auf den Bedeutungen, auf den 'Was-ist-Fragen' führt nicht nur zu einer Trennung von den Wissenschaften, sondern auch zu einer Entleerung des Prinzips der Bewußtheit oder des Bewußtseins.

Ich glaube auch, daß die Mathematik, wenn sie ihren theoretischen Charakter nicht verlieren will, und die Wissenschaftlichkeit ihrer Erkenntnisse nicht infrage stellen will, sich wesentlich auf ihre Geschichtlichkeit oder überhaupt auf das Moment der Geschichtlichkeit besinnen muß im Gegensatz zum Alltagsdenken, das in der Erfahrung eines *festen* unveränderlichen Lebensraumes seine Reflexion konzentriert. Was bedeutet aber Geschichtlichkeit für die Mathematik? Ich glaube, daß

die Mathematik hier immer auf den Aspekt der Technik und des Technischen verwiesen ist. Nicht daß die Mathematik einfach Technik, Rechnen, algorithmische Prozedur wäre, aber die Balance von Reflexion und Operation, die die Bewußtheit ausmacht, ist in der Mathematik immer auf die Operation im Sinne des Technischen angewiesen. Das erscheint vielen absurd, weil man bisher den Algorithmus oder das Rechnen immer für die bewußtlose Routine par excellence gehalten hat. Die Mathematiker selbst betonen sehr oft, daß Mathematik nichts mit Rechnen zu tun habe. Ich glaube allerdings, daß sie dabei ihre Geschichtlichkeit verleugnen und den theoretischen Charakter ihres Denkens gefährden.

In diesem Sinn bringt der Computer große Möglichkeiten, weil er es gestattet, Algorithmen selbst zum Gegenstand der Reflexion zu machen. Die Geschichtlichkeit der Mathematik mußte verborgen bleiben, solange man keine Möglichkeiten hatte, ihre technischen Prozesse, ihre algorithmischen Prozeduren selbst der Reflexion zugänglich zu machen. Natürlich ist es übertrieben, zu sagen, daß die Mathematik vor dem Computer keine Möglichkeiten zur Wahrnehmung ihrer Geschichtlichkeit hatte. Auch der Buchdruck eröffnete bestimmte Möglichkeiten, die dementsprechend auch zu einer Entstehung ganz neuer theoretischer Disziplinen, z. B. der Algebra in der Neuzeit geführt haben, aber die Technologie von Papier, Bleistift und Drucktype verführte immer zu einer Ungleichgewichtigkeit in der Einschätzung der Bedeutung jener beiden Aspekte Visualisierung, Vergegenwärtigung als statisches Objekt und Operation, Bewegung des Prozesses.

In diesem Zusammenhang hat der große Logiker Wang Hao darauf hingewiesen, daß logisches Denken nicht, wie die meisten Leute glauben, in einer formalistischen totalen Explizitheit bzw. Explizierung des Denkens besteht, sondern das Wesentliche an der Logik die Tatsache ist, daß formale Systeme zum *Objekt* der Reflexion und des wissenschaftlichen Nachdenkens gemacht werden.

Ganz in diesem Sinne war für Turing die Vorstellung einer mechanischen Maschine eine sehr wichtige Voraussetzung, um den Begriff der Berechenbarkeit zu entwickeln. Dabei führt er nicht nur die Logik einen ganz entscheidenden Schritt weiter, sondern er wurde auch zu einem der Pioniere in der Entwicklung der Computer. Natürlich eröffnet die Wissenschaft immer nur bestimmte Möglichkeiten, die politisch realisiert werden müssen. Und in diesem Zusammenhang sind meine Bemerkungen zu Turing zu sehen. Man kann sagen, daß in bestimmtem Sinn die Reflexion über die Gegenständlichkeit des Denkens eine Reflexion über die Geschichtlichkeit des Erkenntnisobjektes ist und daß die Reflexion über das Subjekt die Frage nach der kollektiven oder sozialen Subjektivität und deren Objektivität vor allem beinhaltet. In diesem Sinne ist dann diese Frage der Bewußtheit einfach die Frage, ob das Subjekt über seine Möglichkeiten, über seine Tätigkeit und deren Ziele verfügen kann, und die Frage der Bewußtheit ist nicht die Frage einer fiktiven individuellen Hellsichtigkeit, die über ebenso fiktive absolute Begründungen verfügt.

Allerdings möchte ich gerne gestehen, daß ich über dieses Verhältnis von individuellem und kollektivem Subjekt oder, epistemologisch gesprochen, von den verschiedenen Möglichkeiten, die im Computer stecken, und den nur einseitigen sozialen Verwirklichungen dieser Möglichkeiten nicht vollständige Klarheit habe. Es ist aber klar schon seit der Atomdebatte, daß die Wissenschaft sich nicht total von ihrem Mißbrauch distanzieren kann. Jedes naturwissenschaftliche Experiment ist nicht ganz überschaubar und ist von daher von allem Anfang an mit bestimmten Risiken behaftet, was unter Umständen bedeutet, daß man bestimmte Experimente nur durchführen kann, wenn entsprechende politische Sicherheiten vorhanden sind, genauso wie man andere Experimente (etwa die Mondfahrt) nur durchführen kann, wenn bestimmte technisch-organisatorische Sicherheiten gegeben sind.

Für heute mit den besten Grüßen

Michael Otte

Hinter dem Rücken der Avantgarde

»Die französischen Intellektuellen haben ihre Systeme und Sozialismen durch die Dissidenz, eine 'Moral der Dringlichkeit' und 'Kultur der Menschenrechte' ersetzt«. Jörg Altwegg stellt mit diesem Satz, zum wievieltenmal nun schon, André Glucksmann vor, der »existentiell wie kein anderer französischer Philosoph, was seit einigen Jahren in Frankreich geschieht, verkörpert«.

Das Heft, in dem der so Geehrte präsentiert und interviewt wird, *Dokumente 1/84, Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog und internationale Zusammenarbeit* aus dem Europa-Union-Verlag, ein quasi-offizielles Organ dieser bilateralen Beziehungen, propagiert seit einiger Zeit eine merkwürdige Völkerfreundschaft, und Glucksmann, der 'Theoretiker der Abschreckung' kommt ihr da - fast Ausgabe für Ausgabe - gerade recht. Seine über die Maßen dürftige Philosophie ist nach eigenem Bekenntnis auf drei Elementen aufgebaut: Der mißratenen 'Revolution' vom Mai 68, die ihm die Erfahrung vom Ende der Revolution schlechthin vermittelt; der Lektüre Solchenitzyns, bei der er das endgültige Scheitern des Marxismus erlebt hat, und dem Antitotalitarismus, der ihm das Feindbild Sowjetunion liefert. Das offensichtlich reicht, um ihn zum inzwischen geachteten Gesprächspartner und Ratgeber in der BRD, nicht etwa nur in Feuilletons, sondern ebenso der Politiker zu machen, denen er die 'Nuklear-Bewaffnung der Deutschen' empfiehlt (*Dokumente 2/84*).

Solche Gedanken als den weiteren Weg der Wissenschaft und Philosophie zu handeln, kann nur einem Publikum einfallen, das verstohlen sich an die alte Macht erinnert und Philosophie als geeignetes Mittel der Geheimhaltung betrachtet. Kurt Becker beispielsweise gab Glucksmann zur Antwort (*Doku-*

mente 2/84): »Die Bundesrepublik ist eine Mittelmacht. Zu einer Mittelmacht gehört nicht unbedingt« - nicht unbedingt - »der Besitz von Kernwaffen. Nur eines ist sicher: man wird der Bundesrepublik den Zugang zu einem Gespräch über den Sinn« - über den Sinn - »von nuklearer Abschreckung in Europa nicht versperren können. Und dieses vollzieht sich am besten, wenn die Bundesrepublik darauf beharrt, an dem Prozeß der Gedanken« - der Gedanken - »für diese Regeln an einer Nuklearstrategie beteiligt zu werden«.

Inhalt dieses Philosophierens ist die Aufrüstung der BRD mit Atomwaffen oder noch feinerem Kriegsmaterial. Daniel Colard zufolge - Frankreichs Abkehr von der 'nuklearen Maginot-Linie' (*Dokumente*) - soll Chirac gesagt haben: »Den Deutschen ist die Atom-bombe verboten, aber nicht der Laserstrahl«. Was immer, der »Übergang von der Verteidigung Europas zur europäischen Verteidigung« ist das Thema und Glucksmann seine philosophische Garnitur.

Ein Mann der französischen Diplomatie, Henri Burgelin, spricht sich ungeschminkter aus (*Dokumente 1/84*): »Man sollte sich fragen, ob es auf Dauer möglich ist, ein so großes, aktives, reiches und wichtiges Volk wie die Deutschen zu führen, wenn ihm spektakuläre Erfolge etwa nur auf dem Gebiet des Sports geboten werden«.

Das ist also nun das Ende der deutsch-französischen Erbfeindschaft und der Anfang der Erbfreundschaft. Die Beerbten sind auch bekannt - Bismarck und Thiers. Sie einigten sich 1871, im erbitterten Krieg beider Länder eine Pause einzulegen, um gemeinsam die Kommunisten in Paris zu schlagen. Welche Perspektive, Adolphe Mitterrand und Otto von Kohl, die über den Gräbern von Verdun auf Bruderschaft anstießen.

T.N.

Aufbrüche

Manifeste Manifestationen

Positionen in der bildenden Kunst zu Beginn der 60er Jahre in Berlin, Düsseldorf und München

Georg Baselitz, Joseph Beuys, Lothar Fischer, Antonius Höckelmann, K. H. Hödicke, Bernd Koberling, Konrad Lueg, Markus Lüpertz, Heinz Mack, A. R. Penck, Otto Piene, Sigmar Polke, Heimrad Prem, Gerhard Richter, Eugen Schönebeck, Helmut Sturm, Günther Uecker, H. P. Zimmer

13. Oktober – 25. November 1984

Kunsthalle Düsseldorf

Grabbplatz 4 (Altstadt) Dienstag-Sonntag 10-18 Uhr
Montag geschlossen
Montag, 19. 11. 1984, 10-18 Uhr anlässlich der Art Cologne

Bernt Engelmann **Die Freiheit! Das Recht!** Johann Jacoby und die Anfänge unserer Demokratie



272 S. m. zahlr. Abb. 26,— DM

Name : Johann Jacoby
Geburtsdatum : 1. Mai 1805
Geburtsort : Königsberg
Familienstand : ledig
Beruf : Arzt
Vorstrafen : sechs Monate und vierzehn Tage
Gefängnis, diverse Geldstrafen
Besondere Kennzeichen : Republikaner, Sozialist und Jude

Diese Daten, die zu Lebzeiten des Betroffenen durchaus als Steckbrief gelesen werden sollten — und selbst heute kaum das Wohlgefallen des Staates finden würden —, stammen nicht von einem politischen Abenteurer oder gar Anarchisten, sondern von einem der Gründungsväter der deutschen Demokratie: dem Arzt und Politiker Johann Jacoby.

Vor dem aufregenden politischen und gesellschaftlichen Hintergrund des 19. Jahrhunderts schildert Bernt Engelmann das bewegte Leben dieses überzeugten und scharfsinnigen Verfechters demokratischer Überzeugung.



Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Das Lexikon zum deutschsprachigen Film

CINEGRAPH



CINEGRAPH
Lexikon zum deutschsprachigen Film

Herausgegeben von
Hans-Michael Bock

Redaktion:
Frank Arnold, Hans-Michael Bock, Wolfgang Jacobsen, Jörg Schöning, Gerke Dunkhase, Danielle Krüger, Barbara Nix Lübbert, Corinna Müller, Herdis Pabst.

Loseblattwerk
812 Seiten, DM 118,—
Subskriptionspreis bis
31.12.1984 DM 88,—
jeweils mit zwei Ordnern
ISBN 3-88377-173-2

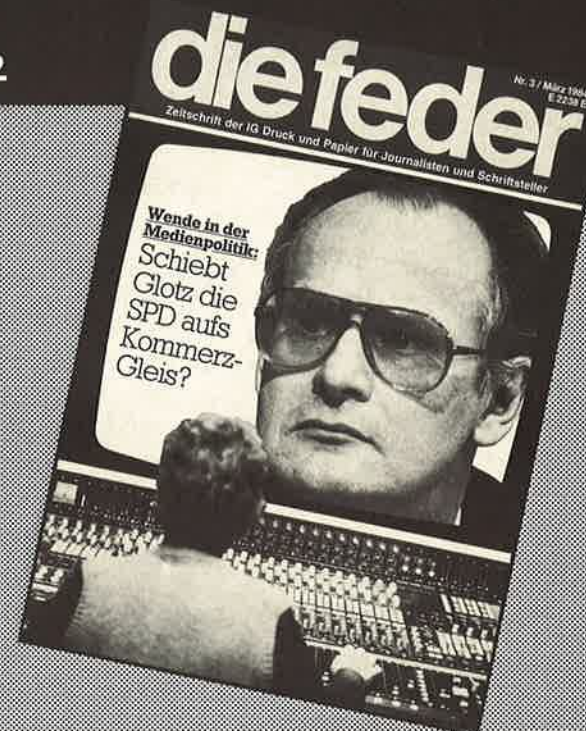
Dieses Werk berücksichtigt das Filmschaffen im Deutschen Reich, der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik ebenso wie das in Österreich und in der Schweiz; berücksichtigt wird auch das wichtige Kapitel der Film-Emigration.

CINEGRAPH ist gleichermaßen Nachschlagewerk, aktuelles Handbuch und wissenschaftliches Kompendium, dessen Loseblattform gerade in den detaillierten Filmografien die laufende Berücksichtigung der neuesten Filmproduktion und der filmhistorischen Forschung ermöglicht.

CINEGRAPH bietet neben sorgfältig recherchierten Daten und Fakten zum deutschsprachigen Film zahlreiche Essays, die – oft kontrovers – zur Auseinandersetzung mit dem Film in Vergangenheit und Gegenwart anregen.

CINEGRAPH bietet Fans, Filminteressierten, Kinomachern, Historikern, Journalisten, Produzenten und Filmemachern stets neueste Informationen.

*Wer sich über
Medienpolitik informieren
will ...*



An: IG Druck und Papier, HA V, Postfach 12 82, 7000 Stuttgart 1

- ☐ Hiermit abonniere ich _____ Exemplar(e) Ihrer Zeitschrift „die feder“ ab _____ zum Bezugspreis von 48,—DM im Jahr einschließlich Versandkosten.
- ☐ Zunächst möchte ich Ihre Zeitschrift „die feder“ kennenlernen. Bitte senden Sie mir unverbindlich ein Probeheft.

Name _____

Unterschrift _____

Anschrift _____

... der liest „die feder“ – die Zeitschrift der IG Druck und Papier für Journalisten und Schriftsteller und für alle, die wissen wollen, welche Meinungen und Standpunkte die Gewerkschaften vertreten.

edition
text +
kritik

Levelingstraße 6a,
8000 München 80

3/84

November

Peter Maiwald

Der unermüdliche Kämpfer
Ein Menschenbild in der Politik

Georg Fülberth

Roosevelt

Michael Ben

Populismus oder Die Geschichte des Universums
unter besonderer Berücksichtigung von Alt-Lerchenfeld

Arnhelm Neusüss

Die Rekonstruktion des Konservativismus

Peter Schütze

... denn ein Göttertisch ist die Erde ...
Nachdenken über einen neuen Umgang mit Friedrich Nietzsche

Karl Pawek

Was ist an Zeus so lächerlich?
Von der Religionsfreiheit zur Freiheit von der Religion

Gespräch mit Lucien Sève

Die FKP nach dem Bruch des Linksbündnisses
von Johannes M. Becker

Alfred Andersch

Mit den Augen des Westens (Thomas Mann als Politiker)

außerdem Beiträge von Helmut Heißenbüttel,
Thomas Neumann, Hans-Jürgen Krysmanski,
Ronald M. Schernikau, Robert Wolfgang Schnell